..lit. P. 179 ag
Hottinger

<36602429800010
<36602429800010
Bayer. Staatsbibliothek

Versuch
einer Vergleichung
der deutschen Dichter
mit den Griechen und Römern.

Von
J. J. Hottinger.
Professor in Zürch.

Eine
von der Kurfürstlichen deutschen Gesellschaft in
Mannheim
gekrönte Preisschrift.

Mannheim, 1789.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die deutsche Litteratur hat in unsern Tagen eine Revolution erlebt, welche eben so merkwürdig als schnell ist. Sie, welche noch vor kurzem das Gespött ihrer witzigen Nachbarn war, hat bereits angefangen die Aufmerksamkeit ihrer Schwestern, und selbst die Eifersucht einiger derselben rege zu machen. Sie, welche noch vor einem halben Säculum in Prose nichts, als steife Denker, und schlechte halblateinische Stylisten, in gebundener Rede nichts als Abgeschmacktheit, Schwulst, oder wässerige Reime aufzuweisen hatte, besizt nun

beinahe in jedem Fache Schriftsteller vom ersten Range. Noch leben ihre größten Dichter, und suchen unter allen übrigen Nationen ihres gleichen umsonst. Ohne Vermessenheit kann sie sich dreiste ihren Zeitgenossinnen allen zur Seite stellen, und selbst mit jenen grossen Mustern des griechischen und römischen Alterthums eine Vergleichung ohne Scham und Verwirrung aushalten.

Doch wozu diese Vergleichung? Etwa um an der Berechnung erworbner Schäze ein müssiges Ergözen zu finden, um in der Bewundrung des edeln deutschen Geistes und Stammes, woran unser jeder seinen Theil hat, seiner eignen Eitelkeit ein kleines Opfer zu bringen, auch wol gelegentlich den oft unbilligen Spott des seinen Glanz überlebenden Galliers mit Hohn zu bezahlen? — Dieser Ton, den einige unsrer Jünglinge im Taumel ihrer jungen

gen poetischen Existenz unlängst angestimmt hatten, ist verhallet, dieser Patriotismus ist nicht Deutsch, und berührt die weise Absicht der Kurfürstlichen Gesellschaft von keiner Seite. Wer sich vergleichen will, der muß es eben nicht nothwendig thun, um sich messen zu wollen. Dieses thut der Stolz allein, jenes sehr oft auch die Bescheidenheit. Das eine ist immer unnüz, und oft schädlich, das andre nicht selten von den besten Folgen.

Mit den Alten verglichen werden zu können, ist der Litteratur jedes neuen Volkes rühmlich; sie nur mit jenen vergleichen zu wollen, ist überlegt und weise. Die Vergleichung der Neuern unter einander ist entweder unsicher, oder sie geschieht blos mittelbar: denn die Alten deren Vortrefflichkeit sich durch Jahrtausende bewährt hat, sind zulezt Maasstab für alle und jede. Es versteht sich, daß

lich von der alten Litteratur im ganzen genommen, und nicht von jedem ihrer Schriftsteller insbesondre rede: denn wer in jedem derselben, oder auch nur in jedem besten von jeder Gattung den Maasstab der höchsten Vollkommenheit findet, den geht die Aufforderung der Kurfürstlichen Gesellschaft sicherlich nichts an.

Diese Vergleichung kann auf zweierlei Weise geschehen. Entweder man giebt blos das Resultat seiner Bemerkungen über alte und neue Schriftsteller, und benuzt es zur Charakteristik und Würdigung der Litteratur, nach ihren verschiedenen Fächern: oder man mustert und vergleicht die Schriftsteller nach der Reihe, und zieht unmittelbar daher die nöthigen Data zur Schätzung der Litteratur selbst. Die erstre Methode verstattet allerdings mehr Kürze, aber sie verträgt sich auch viel eher mit unbestimmter Declamation, und einseitigem oder schiefem

Ge-

Gesichtspunkte. Die Zweite ist mit steter Revision verbunden, und darum auch weitläufiger. Aber eben deswegen festnet sie den Gang der Untersuchung, läßt jeder allenfalls nöthigen Berichtigung oder Einschränkung die Thüre unverschlossen, leitet vielleicht auch hier und dort auf manches, was die allgemeine Uebersicht entweder nicht zu bemerken oder doch nicht genau zu fixieren verstattete, und führt zulezt ihren Prüfstein mit sich. Zwar ist dieser Weg der weitere, aber er führet sicherer zum Ziele: er ist beschwerlicher, und mühevoller, aber er eröfnet reitzendere Aussichten. Darum wähle ich ihn mit Ueberlegung, und betrete ihn gerne.

Die Vergleichung der Griechischen und Römischen Litteratur mit der Deutschen, ist nicht überall Schätzung derselben, auch nicht vollständige Musterung aller ihrer guten Schriftsteller. Was von den beiden erstern ein Raub

der Zeiten geworden ist, das läßt sich weder vergleichen, noch in den Kalkul bringen, wofern man nicht ein fremdes Urtheil zu dem seinigen machen will. Und ohne auch das Verlorne in Anschlag zu bringen, findet keine billige Schätzung des Ganzen statt. Die Vergleichung wird also auf die Schriftsteller, und selbst unter diesen auf die größten sich einschränken: denn sie wollen gewogen, und nicht gezählt seyn. Ich erinnre dieses auch deswegen, damit es nicht befremde, wenn man hier manche Namen vermissen sollte, welche der deutschen Nation Ehre machen. — Auch das Größte findet nicht jeder da, wo die meisten es zu finden glauben; und es müßte sich wunderbar fügen, wenn irgend ein selbstdenkender Mann, der es versucht, die Aufgabe der Kurfürstlichen Gesellschaft zu beantworten, sich nicht hier und dort mit den Gefühlen und Urtheilen des grossen Haufens kreuzte.

Was

Was die Schätzung noch ungewisser, und die Vergleichung schwüriger macht, ist die Veränderung*, welche sich mit mehrern Gattungen der Dichtkunst zugetragen hat. Einige derselben haben wir nicht; andre sind hinzugekommen; und noch andre haben eine neue Bestimmung erhalten. Manchem Helden wird es an einem Nebenbuhler fehlen, der ihm den Preis durch Sieg rühmlich mache. Oft auch wird man verlegen seyn, unter welcher Rotte man für manchen Kämpfer den Gegner zu suchen habe und wenn man nun glauben wird, ihn gefunden zu haben, so mag vielleicht selbst die Ungleichheit der Waffen den Sieg ein bisgen zweideutig machen. Von sehr grossem Einfluß auf das Ganze werden übrigens diese Unterschiede wol nicht seyn: und bei einer Vergleichung, welche eine edlere Absicht als den Stolz befriedigen soll, kömmt es ohnehin auf die haarscharfe Ausmessung der Grade nicht an.

Ich werde nun die größten deutschen Dichter, aus dem goldnen Alter, welches mit Hagedorn und Hallern beginnt, nach den vornehmsten Gattungen und Arten vorführen, um zwischen ihnen und den Griechen und Römern die Parallele zu ziehen.

Epische Poesie.

I. Epopöe

Wenn man in der Griechischen Epopöe Homer nennt, so hat man zu ihrem Ruhme alles gesagt. Dieser Vater und König der Dichter ragt über alles, was groß ist, wie ein Gott empor, und Jahrtausende haben seinem Glanze nichts angewonnen. Selbst seine Tadler hat er unsterblich gemacht. Wenn man dem Vogel Jovis in seinem Fluge nachschaut, so trift der Blick auch auf die Raben, welche ihm krächzend nachkeuchen.

Wenn

Wenn Deutschland sich nicht rühmen darf, ein so vollkommnes Heldengedicht, als die Ilias oder die Odyssee zu besitzen, so ist es doch immer mit Rechte stolz darauf, einen Heldendichter zu haben, der mit dem Mäonide in gewisser Rücksicht sich messen kann. In der That macht der Messias auf das vielseitige Verdienst jener beiden Gedichte nicht Anspruch; aber dennoch steht er wol nicht viel tiefer als jene: Klopstock hat weniger extensiven Werth als Homer, aber ist darum an Genie vielleicht nicht kleiner.

So groß Homer an Genie ist, so reich und manigfaltig ist auch der Vorrath seiner Ideen; so erstaunenswürdig die Kraft seines Geistes ist, so bewundernswerth ist seine Geschlankigkeit. Jeder Sache weiß er den ihr eigenthümlichen Ton und Farbe zu geben. Bald erhebt er sich raschen Fluges über die

Wol-

Wolken: bald wiegt er sich auf gespannten Schwingen, und streicht bald über die Fläche hin, ohne sie zu berühren. — In ihm vereinigen sich alle Kenntnisse seines Zeitalters. Lykurg fand in ihm den Gesezgeber, Demosthenes den Redner, Alexander den Taktiker. Vielleicht haben auch einige seiner neuern Bewundrer in ihm mehr gefunden, als in der That da zu suchen war. Genug, sein Reichthum ist groß, und ungemein die nüchterne Klugheit, mit welcher er seine Schätze ausspendet. Wie abwechselnd sind nicht seine Auftritte, wie manigfaltig, und bald abstechend, bald fein nüanziert seine Charaktere, wie reich und doch unüberladen seine Gemählde, wie bestimmt jeder kleinste Pinselzug, wie ausführlich sein Detail, ohne müssige Künstelei, und kleinliche Aengstlichkeit! Der herrliche Plan, und die meisterhafte Fügung des Ganzen entzückt den Kenner in der Ilias nicht weniger,

als die Schönheit der einzelnen Theile. Wie sehr ist nicht überall alles an seiner Stelle, wie gut sind nicht Licht und Schatten vertheilt, wie gespannt ist nicht die Erwartung, wie steigt das Interesse immer höher und höher, und wie unaufhalsam reißt er uns durch alle Gesänge mit sich fort!

Klopstock ist unendlich weniger manigfaltig in seinen Dichtungen, und sich gleicher in seinem Tone. Sein Flug geht nicht minder kühn, und vielleicht rascher in die höchsten Regionen des Himmels empor: aber er verweilet über den Wolken zu gerne; und wenn er sich senkt, so schwebt er noch immer um die höchsten Spizen der Felsen neben und über den Wolken. Seine Auftritte ermüden durch Einförmigkeit wie sein Ton. Seine Charaktere heben sich nicht immer genug, und nicht genug in Handlung gesezt sind seine Per-

sonen. So sehr einzelne Scenen uns entzücken, so wenig verbreitet sich das Interesse über das Ganze. Der Gang der Handlung ist zu einfach, die Erwartung wird durch keine Hindernisse gespannt, durch keine unerwartete Aufschlüsse befriedigt. Man liest und bewundert jeden Theil des Gedichtes für sich: aber das Ganze wird allmählich gekostet, und nicht verschlungen. — Ich bin weit davon entfernt, diesen Unterschied der Gedichte durchweg zum Unterschiede der Dichter zu machen. Der Stoff des Messias ist ohne allen Zweifel wenig episch. Was Homers Geist daraus gebildet haben würde, das weiß ich nicht: gewiß kein so vollkommenes Gedicht als die Ilias.

Der im Messias vorkommenden, nicht blos irrigen — denn dieß konnte oft poetisches Verdienst seyn — sondern alle Vernunft empörenden religiosen Vorstellungen und Begriffen, wel-

welche für unser Zeitalter unendlich anstössiger sind, als die Homerischen Göttergeschichten für das Griechische, der in den letzten Gesängen zusehends mehr raffinierenden Kunst, und der für mich äusserst langweiligen Jubellieder der Engel und auferstandnen Seelen, erwähne ich nur nebenbei. Zwar kömmt bei der Schäzung des Gedichtes dieses alles unstreitig auch in Anschlag: allein diese Unvollkommenheit desselben vermindert die intensive Grösse des Dichters nicht.

Beide Dichter umschwebt der seherische Geist des Gottes der Dichtkunst in gleichem Grade. An Stärke der Einbildungskraft, Adel, Hoheit und Würde sind sich beide gleich: an glühender Empfindung, stürmischem Feuer und Erhabenheit Klopstock vielleicht noch grösser. Homer ist ein mächtiger Strom, dessen klare Silberfluthen sanft zwischen blumigern

Ufern dahin gleiten. Wo die Gestade ihn drängen, da eilet er brausend und raschern Laufes fort; und zwischen Felsenwänden rollet er donnernd und schäumend hindurch. Klopstock ist ein hoher Felsenstrom, der von Klippen auf Klippen hinabstürzt,

— als rollte

Schmetternd ein Donnerwagen auf tausend Rädern herunter.

Selbst im tiefen Thale strömt er stets donnernd zwischen steilen Gebirgen und schauerlichen Tannenwäldern dahin. — Im Tempel des Geschmackes steht die Ilias um eine Stufe höher als der Messias: aber im Tempel des Genies haben Homer und Klopstock gleichen Rang.

Nicht viel geringer sind die Ansprüche, welche der Römer Virgil macht. Wenn er dem Homer in der Erfindung und Fügung des Ganzen nachsteht, so übertrift er ihn sehr oft

in der Bearbeitung des Einzelnen. Wenn er die Einfalt des Griechen nicht hat, so ist er ihm an Adel und Würde stets gleich, und oft überlegen an Stärke und anhaltender Begeisterung. Wenn er jenem ganze Stellen, und manchem Griechen und Römer seine schönsten Blumen entwendet, so weiß er den Raub so zu decken, und zu verherrlichen, daß der Beraubte selbst sich schämen würde, ihn dafür in Ansprache zu nehmen.

In der Anlage des Gedichtes und der Verbinduug seiner Theile ist er nicht glücklicher als Klopstock. Es wird uns nicht schwer, am Ende jedes Gesanges das Gedicht bei Seite zu legen. Die schönsten derselben befriedigen uns nur durch sich selbst. Sie lassen uns wenig ahnden, was folgen werde, und reitzen unsre Neugier bis zur Ungeduld nie. Die Personen der Aeneis haben keinen Charakter,

sind mehr leidend, als thätig, und interessiren uns kaum ausser dem Gefechte. Sino selbst, der allernächst zum Zwecke des Dichters seine Rolle so unübertrefflich spielt, hat wenige oder keine individuelle Züge, und ist mehr nicht als Ideal eines verschmizten Betrügers. So tief in dieser Rücksicht Klopstock unter Homer steht, so hoch ragt er über Virgil empor.

Virgil hat mehr Richtigkeit des Urtheiles, mehr Natur und Wahrheit, ein glänzenderes Colorit, einen gewähltern und gewogenern Ausdruck, ausgearbeitetere und vollendetere Gleichnisse, und einen feinern Pinsel: Klopstock einen höhern Schwung, tiefere Empfindung, grössere Bilder, kühnere Metaphern, gewagtere Figuren, und eine Erhabenheit, welche Homer nicht immer, Virgil selten erreicht. Seine Engel und guten Menschen erheben die Seele über die Schranken der Menschheit, und noch

mehr

mehr füllen uns seine Bösewichter und Teufel mit dem schauderhaftesten Entsetzen. Virgil spricht die Sprache des begeisterten Sehers; im Messias hört man zuweilen den Gott selbst sprechen. — Ich habe es oben gewagt, den Messias eine Stufe tiefer als die Ilias, und Klopstock neben Homer zu setzen. Es wird wol nicht allzuviel gewagt seyn, wenn ich Klopstock eine Stufe höher als Virgil, und den Messias mit der Aeneis in die gleiche Reihe setze.

Wem es obliegt, eine Geschichte der griechischen Dichtkunst zu schreiben, der mag nach dem Homer immer auch von den orphischen Gedichten an, bis zum Stoppelnsammler Quintus Smyrneus hinunter Spreu und Körner sorgfältig sichten: wem es aber um den Vorrang der Epopöe bei den Griechen, Römern und Deutschen zu thun ist, der nennt

Homer, Virgil und Klopstock, um andre Namen bekümmert er sich so wenig, als um Naumanns Nimrod.

Auch die Ausführlichkeit der Vergleichung, welche hier der hohe Werth aller drei Dichter, und ihrer um die Palme ringenden Meisterstücke allerdings nothwendig machte, wird man mir bei manchen andern willig schenken. Was bedarf es des Zirkels da, wo das Auge zum Messen, was der Goldwage da, wo zum Wiegen die blose Hand schon völlig ausreicht?

In diesem Falle befinde ich mich jetzo in Ansehung des Romanes, den ich wegen seiner Verwandtschaft mit der Epopöe vielleicht nicht völlig übergehen darf. Zwar ist, wenn anders die besten Zeiten der deutschen Litteratur nur mit den besten der Griechischen und Römischen in Vergleichung gesezet werden sollten,

ten, hier die Vergleichung schon ein bisgen schielend und unbillig. Wer indeß auch kein Bedenken trägt, die Erotiker und Apulejus auf den Kampfplaz zu fordern, der wird wol nicht unbillig genug seyn, von Wieland und Götze mehr zu verlangen, als daß sie sich gegen über stellen.

Eben so wenig gedenke ich, mich bei der komischen Epopöe zu verweilen. Die Griechen haben in diesem Fache die einzige Batrachomyomachie. Unter den Deutschen haben sich Zachariä, Uz, Dusch, und mit dem grösten Beifall Thümmel in dieser Gattung versucht. Ich gebe es zu, daß ihre Gedichte meistens unterrichtender sind, als das Griechische. Allein dieser Vorzug ist ausserwesentlich, und macht sie in ihrer Gattung nicht vollkommner. Die Batrachomyomachie hingegen wird, wofern ich nicht irre, durch das, was die Seele

der komischen Epopöe ausmacht, ich meyne den Contrast des Kleinen, Lächerlichen, und Abentheuerlichen, mit dem feierlichen Tone des ernsthaften Heldengedichtes über alle den Rang behaupten.

Ich kann diesen Artikel nicht verlassen, ohne noch eines Dichters zu erwähnen, der unter die größten Erscheinungen unsers Jahrhunderts gehört, und welcher uns ein paar Meisterstücke geliefert hat, denen ich keine schicklichere Stelle als hier finde. Wer erräth nicht so gleich, daß dieß Wieland ist, und daß ich seinen Idris und Oberon meyne? Zwar bleibt sein Kranz ihm unbestritten; denn die Ritterepopöe ist eine Erfindung neuerer Zeiten. Allein wenn sie es auch nicht wären, was für ein Gegner müßte es nicht seyn, um mit ihm sich messen zu können!

Man übergehe immerhin mit Stillschweigen, alle die grössere oder kleinere Erweiterungen, welche die neuere Litteratur in dem Gebite der Dichtkunst gemacht hat; aber den Liebling der deutschen Muse, welcher allein ein ganzes Drittel von der deutschen Poesie aufwiegt, übergehe man nicht: und wenn er keine Gattung findet, in welcher er verglichen werden kann, so vergleiche er seinen Geist und sein Genie, mit allem, was groß ist!

In der That ragt dieser erhabene Mann nicht unter den Deutschen blos, sondern unter allen seinen Zeitgenossen mächtig empor, und findet selbst unter allen Nation und Zeiten nur wenige Dichter, mit welchen eine Vergleichung ihn mehr ehrte, als sie. Zwar greift euch manches Genie beim ersten Genusse tiefer in die Seele als er: manchem verschafft sein hervorstehenderes, aber einseitigeres, oft auch

zweideutiges Verdienst trunkenere Bewunderer und enthusiastischere Lobredner als ihm. Gewöhnlich trifft ein colossalischer Riesenbau die Sinnen mächtiger, und erschüttert die Einbildungskraft gewaltiger, als die stille Grösse einer griechischen Götter, oder Heldenfigur. Dem Pöbel giebt das entzückendste Schauspiel der, welcher

— arduus altaque pulsat
Sidera, —
Monstrum horrendum, informe, ingens, cui lumen ademtum,
Trunca manum pinus regit, & vestigia firmat:

Dieß ist Wielands Grösse nicht. Von ihm läßt sich eher sagen;

Os humerosque deo similis: namque ipsa decoram
Cæsariem nato genetrix, lumenque juventæ
Purpureum, & lætos oculis adflarat honores.

Ihn macht das feinste Gleichgewicht verschiedener Geisteskräfte zum vollendeten Dichter.

Eine

Eine reiche, blühende Phantasie, hoher Verstand, lebhafter Wiz, das feinste Gefühl, der reinste Geschmack, reifes Urtheil, Scharfsinn und Tiefsinn stralen aus allen seinen Produkten, am meisten vielleicht aus den beiden oben genannten Gedichten hervor. Welche Zaubermacht gleicht der seinigen, mit welcher er aus dem schlechtesten Stoffe ein herrliches Kunststück, und aus jeder Sandwüste ein Paradies schaft! Wie rasch und dennoch wie sicher und sorglos wandelt sein Gang an der äussersten Grenzlinie des Abentheuerlichen, ohne einen Mißtritt ins Abgeschmackte zu thun! Wie traulich bieten sich taumelvolle Begeisterung und kühle Besonnenheit die Hand! Mit welchem Bewußtseyn seiner Kraft reißt er uns von einer Scene des Wunderbaren und Abentheuerlichen zur andern fort! Und wenn er uns Unmöglichkeiten aufbinden will, mit welchem kühnen Spotte warnt nicht da zuweilen

sein loser Muthwill selbst eure umnebelte Vernunft, gleich jenem Amor, den seine Muse so meisterhaft schildert!

Der euer Herz gewisser zu beschleichen,
Euch schalkhaft warnt, als spräch er: seht ihr mich?
Ihr denkt, ich sei ein Kind voll süsser Unschuld, ich?
Verlaßt euch drauf! Seht ihr an meiner Seite
Den Köcher hier? wenn euch zu rathen ist,
So flieht — und doch, was hilft die kleine Frist?
Es sei nun morgen, oder heute,
Ihr habt ein Herz, und das ist meine Beute.

Wieland ist groß an Genie, aber nicht geringer an vielseitiger Cultur und manigfaltigen Kenntnissen. Seine Muse, welche in den Schätzen alter und neuer Weisheit so reichlich geschwelgt hat, windet nicht nur die schönsten

Kränze, welche durch das lieblichste Farbengemische euer Aug ergötzen. Sie wählt ihre Blumen als die eckelste Kennerinn nach den feinsten Wolgerüchen, und speiset euch mit dem reinsten Honig. Welche fruchtbare Saamen von Weisheit streut er nicht allenthalben aus! Wie treffend ist nicht sein Spott! wie unterrichtend sein leichtestes Spiel! Welche Menschenkenntniß leuchtet nicht überall hervor! Und wie sehr hat er nicht den feinen Ton des Weltmannes in seiner Gewalt! Ein Erbtheil womit die deutsche Muse sonst ihre meisten Söhne so kärglich bedacht hat.

Wer kann die Leichtigkeit seines Gesanges genug bewundern, an welcher so wenige ihn erreichen, und noch keiner übertroffen hat, selbst derjenige nicht, welcher von sich sagen konnte

Quidquid tentarem scribere versus erat.

Entschlüpfen doch die schönsten Verse seinem

Kiele

Kiele so leicht, daß man mehr sie selbst zu machen, als zu lesen wähnt. — Den Reiz der Grazie, der in allen seinen Gedichten athmet kann niemand beschreiben, als er selbst:

Die Gase, die nur wie ein leichter Schatten
Auf einem Alabasterbild,
Sie hier und da umwallet, nicht verhüllt,
Scheint mit der Nacktheit selbst den Reiz
der Schaam zu gatten.

Schade nur, daß dieses so seltene Genie, dessen feines Gefühl alles Schmutzige so sorgfältig meidet, sich so manche Schlüpfrigkeiten erlaubt, und daß sein Zauberpinsel mit dem grösten Behagen bei solchen Scenen verweilet, welche, wiewol sie oft den so sittlichen Zweck haben, standhafte Liebe zu krönen, dennoch in der Einbildungskraft der Leser tiefverwundende Stacheln zurücklassen.

Man verzeihe mir diese Abschweifung, wenn es eine war. Wenn wir keinen Klop-

stock hätten, so würde ich Wieland einem Homer und Virgil vielleicht noch mit mehr Zuversicht entgegenstellen. Da wir aber beide haben, so war es, deucht mir, nicht billig von der Bilanze die schönsten Meisterstücke des deutschen Geistes deswegen auszuschliesen, weil die griechische und römische Litteratur keine ihnen durchaus entsprechende Gattung hat.

II. Fabel.

Die äsopische Fabel ist eigentlich kein einheimisches Produkt der Griechen. Aesopus war ein Phrygier, und also blos ein naturalisirter Grieche. Auch weiß man nicht, ob er selbst eine einzige seiner Fabeln geschrieben, oder ob sie sich blos durch mündlche Ueberlieferung erhalten haben, und erst in spätern Zeiten in Schrift verfaßt worden sind. Daß

dieß

dieß vor dem Tode des Socrates nicht geschehen sey, sucht Bentley durch die bekannte Stelle des Phädo zu erweisen, in welcher Plato den Socrates sagen läßt, er habe in seiner Gefangenschaft, auf einen Traum hin, einige der ihm bekanntesten äsopischen Fabeln in Verse zu bringen versucht. *) Allein daß Socrates hiebei nur sein Gedächtniß zu Hülfe nahm, daher folgern zu wollen, daß die äsopischen Fabeln damals in Schrift noch nicht existirt haben, dieß ist, wie neulich Thyrrwit erinnert hat, wol kein sehr bündiger Schluß. **) Indeß, wie dem auch immer seyn mag, so viel ist allerdings gewiß, daß diejenigen Sammlungen, welche wir haben, so wie sie sind, weder vom Aesopus selbst, noch

*) S. Richardi Bentleji opuscula philologica, Lipsiæ 1781. p. 72. seqq.

**) Man sehe desselben Dissertatio de Babrio, Fabularum Æsopicarum scriptore.

noch von irgend einem ältern Griechen herrühren können. Babrius ein Schriftsteller aus den bessern griechischen Zeiten *) hatte die äsopischen Fabeln in Verse gebracht, und aus ihm wurden sie sehr wahrscheinlich, vom Planudes oder andern Sammlern vom schlechtesten Alter hinwieder in schlechte Prose umgekleidet, und hier und dort mit mönchischen Floskeln ausstaffiert. **)

Den

*) Vnus de postremis bonæ notæ scriptoribus, sagt Bentley von ihm. Thyrrwit macht es sehr wahrscheinlich, daß er zu den Zeiten des Augustus gelebt habe.

**) Bei einer derselben lautet das Epimythion so: Γυμνοὶ γὰρ ἤλθομεν οἱ παντες, γυμνοὶ ȣ̂ν ἀπελευσόμεθα. Bei einer andern: Ὁ μῦθος δηλοῖ, ὅτι Κύριος ὑπεριφάνοις ἀντιτάσσεται ταπεινοῖς δὲ δίδωσι χάριν. Bentley l. c. und Franc. Vavassor. de ludicra dict. Lipsiæ. 1722. pag. 22.

Den Aesopus aus den vorhandenen so geheissenen äsopischen Fabeln zu schätzen, und mit den neuern Fabeldichtern zu vergleichen, ist also eine Sache, welche von Schwürigkeiten nicht ganz frei ist. So viel wird indeß jeder billig finden, daß man bei dieser Vergleichung die besten Stücke zum Grund lege, um darnach den Charakter der äsopischen Fabel zu bestimmen. Denn der grosse Ruff des Dichters, die Achtung der ältern Fabeldichter nach ihm, welche sich meistens begnügten, ihm nachzuerzählen, und selbst die Schätzung eines Socrates macht es wol äusserst wahrscheinlich, daß er unter der Hand seiner Sammler vieles eingebüßt und nichts gewonnen haben werde.

Aesopus dichtete, wo nicht alle, doch wahrscheinlicher Weise die meisten seiner Fabeln bei besondern Vorfällen. Ihm war es nicht darum zu thun, einen allgemeinen Un-

terricht zu geben, noch viel weniger eine Probe von seiner Geschicklichkeit und Kunst im Erzählen abzulegen. Statt seinen einfachen Rath zu ertheilen, oder über eine Handlung oder Lage seine Meinung zu sagen, kleidete er sein Urtheil in ein passendes Bild ein, um durch die Vergleichung die Aufmerksamkeit zu reitzen, und durch die Sinnen desto stärker und sicherer auf den Verstand zu wirken. Immer hatte er das Volk, den Staat, das Individuum, zu dem er eigentlich sprechen wollte, im Auge. Diese Rücksicht mußte nothwendig seinen natürlichen Scharfsinn erhöhen, und seiner Dichtung das Leben, seinen Bildern die Bestimmtheit, und der daraus fliesenden Wahrheit, die Leichtigkeit, Evidenz und Richtigkeit geben, welche man mit Recht in seinen beßten Stücken bewundert. Eben diese Rücksicht wirkte auch auf seinen Ausdruck. „Daher ist sein Vortrag von der äussersten Präcision. Er

hält sich nirgends bei Beschreibungen auf; kömmt so gleich zur Sache, eilt mit jedem Worte näher zum Ende, und kennet kein Mittel zwischen dem Nothwendigen und Unnützen."

So charakterisirt ihn la Motte, so nach ihm Lessing. Die neuern Fabeldichter schlagen selten diesen Weg ein. Entweder setzen sie die Wahrheit zum ersten fest, und suchen das Bild, welches jene versinnlichen soll, hintennach auf: und so wird die Dichtung bald gesucht, bald frostig ausfallen, und die Wahrheit wird aus ihr mehr durchdämmern, als hervorstralen. Oder, welches bei den meisten noch öfter der Fall seyn mag, die Dichtung entspinnt sich bei Ihnen noch eher, als sie sich die daraus abfliesende Wahrheit deutlich gedenken: sie machen jene zu ihrem Hauptaugenmerke, und übergeben diese nicht, weil eine Fabel doch zulezt eine Wahrheit haben muß, um eine Fabel

zu

zu seyn. Auf diesem Gange verliert man sich sehr leicht auf zween Abweege. Entweder modifizirt sich die Geschichte, wo nicht schon in der ersten Anlage, doch wenigstens unter der Ausarbeitung so, daß die Wahrheit dazu nicht mehr von allen Seiten paßt, oder wenn auch dieser Fehler vermieden bleibt, so wird die um ihrer selbst willen bearbeitete Erzählung durch ihren vielleicht nicht immer zweckmäsigen Schmuck die Aufmerksamkeit des Lesers zu sehr auf sich ziehen, und die Wirkung der Wahrheit, welche doch die Seele der Fabel ist, merklich schwächen.

Der vortreffliche Engel rechnet die Fabel zur didaktischen Poesie. Nach ihrer Natur und Bestimmung, und nach dem Beispiel des Aesopus gehört sie allerdings dahin. Allein die Behandlung der neuern Fabulisten ist wol Schuld daran, daß die Theorien sie ins epische

Fach verstoſen haben. Bei ihnen erscheint die Erzählung gewöhnlich als die Hauptsache, und die Wahrheit als eine gelegentliche Nutzanwendung, welche jeder Vernünftige bei jedem Spiele, wobei sich was denken läßt, gerne machen mag.

Unter den vielen guten Fabeldichtern, welche wir haben, sind wol Gellert, Lichtwehr und Lessing die beßten. Allein auch diese sind nicht immer von den gerügten Fehlern frei, und werden, wie ich besorge, überhaupt den Ruhm der deutschen Fabel in Vergleichung mit der Griechischen kaum behaupten mögen.

Gellert unterscheidet sich auch hier, wie überall, durch Einfalt; aber jene griechische Einfalt, welche mit wenigen Zügen stark mahlet, und in gemeine Worte wichtigen Sinn schließt, ist es nicht. Seine Erfindung ist

leicht aber nicht bedeutend. Die Wahrheit drängt sich aus der Dichtung nicht hervor, sondern fügt sich ganz schwesterlich und treuherzig an sie. Selten ist sie wichtig, noch seltener hervorstechend, zuweilen auch schielend. Statt sie in einer gedrängten Zeile hinzugeben, dehnt er sie oft in vier, sechsen, bisweilen noch mehrern Versen bis zur äussersten Schlappheit. Seine Erzählung ist meistens fliesend und natürlich, hin und wieder auch naiv, aber durch das Bestreben dieses alles zu seyn, wird sie oft auch weitschweiffig, wässrig und platt.

Lichtwehr hat einige vortreffliche Fabeln. Aber sehr vielen würde es schwer fallen, den Charakter der Fabel, vor dem Richterstuhl der Critik zu behaupten. Als Erzählungen lesen sie sich meistens sehr gut. Was in der Fabel Ueberladung, Geschwätzigkeit, und Zweckwidri-

driger Schmuck war, das wird bei diesem Gesichtspunkte starke Mahlerei, lebhafte Darstellung, und immer unterhaltendes Detal, wovon der Leser nicht leicht ein Wort entbehren mag. Seine Erfindung ist neu und sinnreich, sein Ausdruck männlich, und körnigt, die Erzählung rasch, und voll drolligter Laune, die Moral einschneidend, gewichtig, und nicht selten erhaben. Allein so hell sein Verstand auch siehet, so wenig reicht oft sein Scharfsinn hin, um völlig durchzudringen. Er unterscheidet Fabel und Allegorie nicht immer; läßt die eingeführten Wesen die Moral zuweilen nicht versinnlichen, sondern mit trocknen Worten vorlegen, und spricht sie mit müsiger Wiederholung nach, zieht auch oft aus der Dichtung eine Wahrheit, welche entweder blos halb, oder auch ganz und gar nicht darin lag. Es liegt ausser den Schranken meiner Abhandlung diesen Tadel zu erweisen; aber wer selbst unter-

tersuchen will, dem empfehle ich wenigstens folgende Fabeln zum Nachschlagen. Der Hühnerhund. Die beiden Jupiter. Der Quell der Jugend. Der Koch und sein Herr. Der Apfelbaum und Nelkenstok. Die zwei Kaninichen. ꝛc.

Lessings Fabel entfernt sich von der Einfalt der äsopischen Fabel so weit, als sie durch Kürze und Zwekmäsigkeit sich ihr nähert. Hier ist kein Umstand überflüssig, aber jeder sorgsam gewählt, kein Wort zu viel, aber jedes gewogen. Die Inversionen sind zu gesucht, der Wolklang zu gemessen, die dialogische Kunst zu hervorstechend, die Gedanken zu schimmernd. Nicht blos der Dichter, sondern auch seine Thiere sind zu witzig, und zwar nicht etwa der Fuchs allein, sondern auch die Nachtigall und das Schaaf. Wahr ists, er hat einige Fabeln, deren Erfindung nicht schöner, die Be-

arbeitung nicht interessanter, die Moral nicht grösser, und ihr Verhältnis zur Dichtung nicht abgemessener seyn könnte, wie z. B. Zeus und das Pferd. Allein das Ganze liest sich mehr, wie eine Sammlung von Epigrammen, als von Fabeln. Das Seltsamste ist aber wol dieses, daß der Scharfsinn, womit Lessing der Kunstrichter in seinen Abhandlungen die Theorie der Fabel in ein so helles Licht gesetzt hat, Lessing den Fabeldichter so oft verläßt. Manche seiner Fabeln sind mehr Beispiele, oder Embleme als Fabeln. Oft läßt er seine Wesen die Moral predigen, statt sie zu versinnlichen, oft paßt seine Moral nicht zur Dichtung, oft liegt sie in einem Wortspiele, oft ist sie falsch. Man sehe Istes B. 4. 6. 9. 30. II. 1. 14. 16. 21. 23. 27. rc.

Der beßte Fabeldichter der Römer ist Phädrus. Zwar auch er war blos ein natu-

ralisirter Römer, und, was noch mehr ist, größtentheils nur ein Nacherzähler, und wem es so dunken mag, ein Verschönerer des Aesopus. Seine Aechtheit haben Scriver und Christ bestritten, Funk und andre vertheidiget, und durch die Mehrheit der beßten Stimmen behauptet er annoch seine Stelle unter den Römischen Dichtern. Ein feiner, eleganter, geputzter, und oft witziger Schriftsteller ist er allerdings. Allein mit den Fabeldichtern der neuern Zeiten fällt er sehr oft in das gleiche Gericht. Wenn er gleich gewöhnlich den Fußstapfen des Griechen nachgeht, so schadet es ihm doch nicht wenig, daß er mit jenem nicht von dem gleichen Punkte ausgieng, und von daher das Ziel fest ins Auge faßte. Er verliert deswegen den wahren Gesichtspunkt oft, weicht von der Spur seines Meisters ab, um uns eine Schönheit des Detals zu geben, und verderbt die Dichtung, oder tödtet die Moral.

Die Belege zu diesem Urtheile hat Lessing in seiner vierten Abhandlung über die Fabel, und noch ausführlicher in seiner Skizze einer Geschichte der äsopischen Fabel gegeben.

Wenn unter den Deutschen Hagedorn, Gellert, Lessing, und Pfeffel mit Phädrus sich messen dürfen, so würde wol Lichtwehr, als der vortrefflichste von allen mit ihm sich messen wollen.

Die Erzählung, und ihre Regeln kannten die Alten sehr gut, nur als eine besondre für sich bestehende Gattung nicht. Wenigstens haben wir von ihnen keine Beispiele, es wäre dann, daß man die Verwandlungen des Ovid dahin rechnen wollte, eine Sammlung von Erzählungen, welche nur der gemeinschaftliche Titel unter einen Gesichtspunkt bringt, welche mehr zusammengereihet, als innerlich verbun-

den sind, und so wenig eine Epopöe heissen können, als die tausend und Eine Nacht. Dieses Gedicht, oder diese Gedichte vielmehr, haben in der That, als Erzählungen betrachtet, einen hohen Werth. Eine äusserst geschmeidige Phantasie, die sich nach jedem Stoffe bequemt, jede Farbe gern annimmt, zu jedem Tone sich leicht stimmen läßt, das Talent, jeden wichtigen Umstand schnell auszuspähen, jeden kleinen, mahlerischen oder frappanten Zug auszuheben, und eine beneidenswerthe Leichtigkeit, sind hier allenthalben sichtbar. Diese Haupteigenschaften eines Erzählers besas von den Alten keiner in so hohem Grade, als Ovid; und unter den Deutschen besizt sie keiner in eben diesem Grade, als Wieland. Er hat alle Vorzüge des Römers, und ist von seinen Fehlern frei: ich meyne seinen spielenden Wiz, seine frostigen Einfälle, und vor allem die schlimme Unart, einen sinnreichen Gedanken

so oft und viel zu drehen und zu wenden, bis er unter seinen Händen den Geist aufgiebt.

III. Hirtengedicht.

Ich nenne es lieber so, als Schäfergedicht, oder Idylle, wie man es sonst gewöhnlich nennt. Denn die erstre Benennung ist zu enge, und schließt den Hüter der Rinder, der Kälber, der Ziegen u. s. w. von der Gattung aus; und doch sind Teocrits Hirten meistens von dieser Art. Auch ist man gewöhnt, bei dem Schäfer sich mildere Sitten, und einen sanftern Charakter zu gedenken, als bei jenen. Die Benennung Idylle kömmt von den theocritischen Gedichten her, und sie tragen ihn mit Recht. Denn sie sind bei weitem nicht alle Hirtengedichte, sondern was der griechische Name sagt, kleinere Gedichte, größtentheils von der mahlerischen Gattung. Einige derselben

den sind Oden, andre Hymnen, andre Epithalamien, andre Anacreontische Lieder, und noch andre artige Tändeleien. Man darf es also dem Theocrit nicht zum Fehler anrechnen, daß nicht alle Schäfer- oder vielmehr Hirtengedichte sind: denn dafür hat er sie selbst nicht gegeben.

Die Griechen haben in dieser Gattung Theocrit, Bion und Moschus. Von den beiden leztern sind einige in der That schöne Gedichte übrig geblieben: allein an Theocrits beßte Stücke reichen sie nach meinem Gefühle lange nicht. Mehr Kunst und Feinheit, und eine ecklere Wahl verrathen jene allerdings, aber dafür auch mehr spielenden Wiz, ungleich weniger Natur, Einfalt, Stärke, Lebhaftigkeit, und Geist.

Theocrits schönste Gedichte sind wol Thyrsis, die Zauberinn, und die Syracuse-

rin-

rinnen. Wenn von diesen auch nur ein einziges auf unsre Zeiten gekommen wäre, so würde man den Verfasser noch immer unter die größten Dichter des Alterthums zählen müssen. Wie voll lieblicher Dichtung, und inniger, schneidender Wehmuth ist nicht das erste, wie nächtlich und feierlich schauderhaft das zweite, und wie voll sich drängender, lebendiger Handlung, und dramatischer Täuschung das dritte! Seine Beschreibungen sind voll Wahrheit, bald groß und prächtig, und bald voll unaussprechlicher Anmuth. Keinem weicht er darinne, selbst dem Homer nicht. Kein lieblicheres, naiveres Bild ward jemals erdichtet, als der kleine auf einen Becher geschnizte Junge im Thyrsis, welcher der Trauben hüten sollte, dafür aber eine Feldheimenfalle flicht und in seiner sorglosen Geschäftigkeit einen Fuchs in den Weinberg durchschlüpfen, von dem andern sein Mittagsbrod aus der Tasche stehlen läßt.

Wie lebt und wimmelt nicht alles in den Syracuserinnen! Wem wird nicht bange vor den Streitrossen des Königs! Wen macht nicht das sich bäumende Pferd zuerst für sich selbst, und hernach für den Reiter besorgt! Und wer fühlt nicht gepreßt, wenn Praxinon, Gorgo und Eunoe mit festgeschlossenen Armen sich in den Pallast hineindrängen, und nur mit zerrissenen Kleidern hindurchkommen!

Die Sitten, welche Theocrit seinen Hirten gegeben hat, sind ganz Natur und Einfalt, voll auffallender Wahrheit, und tief aus dem Hirtenleben gegriffen. Ihre Plauderhaftigkeit, ihre Hohnneckereien, ihr beisender Spott, ihre Leidenschaftlichkeit, ihr Aberglaube — alles trägt davon das Gepräge. Und dies Gepräge, welches ihnen eine so frische Farbe, einen so erhobenen Charakter, und so viel Bestandheit giebt, hat — wer sollte es glauben? — einige

super-

superfeine Kenner beleidigt. Man hat es anstössig gefunden, daß Theocrit seine Rinder und Kälberhüter nicht fühlen und sprechen läßt, wie sanfte arcadische Schäfer, oder wie feine witzige Städter, welche zur Kurzweile sich in Schäfertracht versteckt haben. Wenn Komates und Lakon, wegen der Stelle, auf welcher sie in die Wette singen wollen, streiten, und nach langem Wortwechsel endlich jeder die seinige behält, wenn sie selbst im Wettgesange mit einander keifen, wenn sie darin so aufs Trockne kommen, daß der eine seinen Haß gegen die dickschwänzigen Wölfe, welche in Mykons Weinberge Abends die Trauben wegnaschen, der andre seinen Haß gegen die Käfer bezeugt, welche dem Philondas seine Feigen fressen und dann davon fliegen; wenn Komates als Sieger, dem besiegten Lakon zum Trutze ein lautes Hohngelächter aufschlägt, so mag es wol Leute geben, denen diese Hirten weder

artig

artig noch erfindungsreich dünken; mir gefallen sie um so viel besser: denn ich sehe in ihren Neckereien nichts, als die verdorbenste Natur, in den Sprüngen ihres einfältigen Gesanges nichts, als die kindlichste Naivität. Wenn Daphnis die Stimme der jungen Kühe süß, und ihren Odem lieblich findet, wenn ein Mädchen vor dem Kusse ihres Liebhabers ausspuckt, ihn seine Kälber küssen heißt, und damit endet, daß sie sich von ihm den Gürtel lösen läßt; wenn ein eifersüchtiger Liebhaber seinem Mädchen ein paar Maulschellen giebt, wenn ein unerhörter Liebhaber zu dem Mädchen, die auf seinen Gesang nicht achtet, sagt, mir schmerzt das Haupt, aber ungerührt bleibst du: nun dann, so mag ich auch länger nicht singen; hier will ich mich niederwerfen und liegen. Mögen dann die Wölfe mich fressen; dieß wird dir süß seyn, wie Honig im Munde, so mögen manche diese Hirten und

Hirtinnen bäurisch und ungezogen finden. Ich beneide sie um ihren feinen Geschmack nicht: Denn ich weiß, daß es ihnen an einem gewissen Sinne fehlt, ohne welchen auch ihr Geschmack nichts taugt.

Theocrit mahlet Natur, aber eine verschönerte, nicht allzusehr verfeinerte Natur. Seine Hirten sind Wesen, welche wir noch zu kennen glauben, aber unter denen, welche wir kennen, sind es die beßten. Er giebt ihnen Sitten, aber nicht Manieren, er giebt ihnen, Gefühl, Wiz, und zuweilen auch Feinheit, aber nicht Lebensart und Geist. Nichts ist schneidender und feiner; als der bittre Spott, womit der sterbende Daphnis an der ihn höhnenden Venus sich im Thyrsis rächet. Wem Theocrit das Mittel nicht getroffen zu haben scheint, der reise zu den Hirten in die Alpen, und wenn diese ihn mit Theocrits Hirten

nicht

nicht aussöhnen, so empfehle ich ihm die galanten und geistreichen Idyllen der französischen Dichter.

Oder sollte ich ihm etwa vielmehr Geßners Idyllen empfehlen? Ich dächte es wahrlich nicht. Denn wer für Theocrit keinen Sinn hat, der wird Geßnern wol schwerlich geniesen können. Nicht weil er ein Nachahmer von jenem ist — Zwar sagt ers selbst, aber ich kann es ihm unmöglich gelten lassen — sondern weil derjenige, welcher die naive Einfalt des Theocrischen Hirtengedichtes mißkennt, Geßners feinere und geistigere Schönheit noch viel weniger empfinden kann.

Geßner hat sich eine eigne Schäferwelt erschaffen, und sie mit den liebenswürdigsten seeligsten Kindern eines goldenen Alters bevölkert. Es sind Geschöpfe seiner Phantasie,

in denen seine edle sanfte Seele sich spiegelt, und in der That mehr Ideale als Menschen. Wir wagen es kaum seinen Schäfer Bruder zu nennen, und der Kuß seiner Schäferin deucht uns für unsre Lippen zu rein. Thocrits Hirten sind leidenschaftlicher, und ihre Triebe sinnlicher. Ihre Unschuld ist die Einfalt der Natursöhne aus dem jugendlichen Alter der weder durch Cultur verdorbenen, noch durch Aufklärung verfeinerten Menschheit. Schalkhaft ohne Bosheit, und arg ohne Tücke, interessiren sie uns immer, und verlieren unser Herz auch dann nicht, wenn sie das moralische Gefühl unsers Zeitalters beleidigen. Geßners Schäfer sind Wesen von einer bessern Art als wir Menschen sind. Sie haben alle Einfalt des kindischen Alters der Welt, und dabei doch das feine Gefühl aufgeklärter Menschheit. Der Adel ihres Herzens ist angestammt, nicht erworben, die Feinheit ihrer Empfindungen

an-

angeboren, und die Regelmässigkeit ihrer Triebe in dem natürlichsten Verhältnis mit beiden. Seine ganze Schäferwelt liegt unter einem glücklicheren Klima, das von höhern Farben glüht, von einer goldnern Sonne, und einem silbernern Monde beleuchtet wird, und dessen Bewohner ihres Wohnsitzes werth sind. Ihre Liebe ist rein, wie der Aether, ihre Gesinnungen ungetrübt, wie der Felsenquell, der sich im Marmorbecken sammelt: Wohlthun ist ihre Beschäftigung, ihr Gesang die Schönheit der Natur, kindliche Ehrfurcht, das Lob der Gottheit, und jeder sanftern Tugend. Sein losester Faun ist frömmer als Theocrits Hirten.

Freilich ist dieser Charakter der Geßnerischen Schäfer ein allgemeiner Charakter, und ihre Persönlichkeit ist weniger ausgeprägt. Ihre leidenschaftlose Ruhe verträgt sich mit in-

individuellen Zügen nicht wol. Wie Einer empfindet, so empfinden sie alle, und man glaubt beinahe überall nur ein Wesen, aber dieses in verschiedenem Verhältnisse zu sehen. Wiederholung und ermüdende Einförmigkeit, sollte man glauben, wären in solchem Falle unvermeidlich: allein wie gut hat er sie nicht vermieden! Welche Abwechslung der Auftritte, welche Manchfaltigkeit der Situationen, und welche Schattirungen der Tugend, der Liebe, des Mitleidens, und der Zärtlichkeit hat er nicht überall anzubringen gewußt! Wie süß stammelt nicht das Kind ebendieselbe Empfindung, welche der Jüngling feuriger, der Mann entzückter, und der Greis mit wonnevoller Ruhe ausspricht! Wie unerschöpflich ist nicht der Vorrath seiner Bilder, wie verschieden seine Gesichtspunkte, wie vielfach seine Wendungen, und wie neugestempelt jede wiederkommende Empfindung!

Wer

Wer Geßnern als Mahler kennt, und mehrere seiner schönen Stücke mit Gefühl gesehen hat, der muß auch da die nehmliche Bemerkung gemacht haben. Nie ist er vortrefflicher, als wenn er idealisirt. Hayne und Tempel, und Gebäude vom edelsten Stil, und zerfallne Denkmale, und Felsenwände, und Wasserfälle, und badende Nymphen, und kleine Satyrn, die mit Hirtenknaben zum Tanze sich schlingen sind ungefehr die Bestandtheile seiner schönsten Gemählde. Alle haben einen Charakter, und doch sehr verschiedene Gesichtspunkte; in allen athmet derselbe Geist, und doch ist derselben keines kopirt. Wer die Kunst so zu idealisiren versteht, der wird einzig seyn in seinem Jahrtausend wie Geßner, uud von allen Nationen geliebt und bewundert, wie er.

Kein Dichter von der empfindsamen Gattung entlockt unserm Auge die sympathetische

Thräne so leicht, und geht so sicher neben aller Empfindelei vorüber: keiner verbindet mit dieser Weichheit und Delikatesse einen so festen Blick, und so viel männliche Weisheit. Die Anmuth seines Liedes gleicht dem nachläßigen Schmucke der Schäferin, und seine Naivetät ihrem Erröthen nach dem ersten Kusse.

Theocrit und Geßner — beide sind groß und einzig in ihrer Art. Wer von beiden im Wettgesange den Preis gewinne, das kömmt auf den Richter an. Wenn Pan entscheiden soll, so erhält Theocrit den Fichtenkranz. Wenn Apollo Richter ist, so wird er Geßnern mit der im Morgenthau gepflückten Rose kränzen.

Virgil ein wahrer, oft ängstlicher Nachahmer des Theocrit wagt sich auf diesen Kampfplaz nicht. Eleganz und Kunst mögen seine Eclogen bewundernswerth machen, aber im

Wettstreit des Genies frommen sie ihm nicht. Vielleicht spricht auch der Gebrauch der Allegorie seinem Geschmacke das Urtheil. Immer würde der Nebenbuhler eines Homer, in der Vergleichung mit Theocrit und Geßner zu tief hinabsinken. Auch wartet seiner noch ein Kranz, den ihm so leicht kein andrer streitig machen dürfte.

Dramatische Poesie.

I. Lustspiel.

Bis hieher hat die deutsche Poesie ihren Ruhm neben den Alten so ziemlich behaupten mögen, und auch wol hier und dort eine glänzende Rolle gespielt: allein in diesem Fache wird sie wol schwerlich vor ihnen bestehen können.

Zwar, was das Lustspiel anbelangt, so ist sie vor einer beschimpfenden Vergleichung

mit denjenigen Nebenbuhlern, welche ihre Blöße am meisten ins Licht setzen würden, gesichert. Die Meisterstücke des spätern ausgebildeten griechischen Lustspieles hat ein ungünstiges Schicksal der Zerstörung überliefert, und aus dem ersten Zeitpunkt ist der einzige Aristophanes übrig, mit welchem eine Vergleichung nicht anderst als schief ausfallen kann.

Denn was will man in ihm vergleichen? Nicht das Lustspiel der Griechen. Denn davon würde ein Menander sich wol besser zum Repräsentanten qualifiziren als er. Also ihn selbst als komischen Dichter? Allein hier soll nicht ein Dichter gegen den andern, sondern die Litteratur eines Volkes gegen des andern seine auf die Waagschaale gelegt werden. Doch gesezt auch! Wer den Aristophanes blos als komischen Dichter schäzt, der wird gegen ihn ungerecht handeln, weil er ihn zu strenge schäzt. Das griechische Lustspiel war damals

noch

noch nicht dasjenige, was es werden sollte: und wer wollte es dem Dichter als einen Fehler anrechnen, daß er selbst es nicht dazu umschuf? Sein komisches Talent leuchtet aus der schnellen Wahrnehmung des Lächerlichen, welches er mit sicherm Griffe haschte, und, wenn anders seine Bosheit ihn nicht wissentlich seitab führte, mit dem treffendsten Spotte zu beleuchten wußte, aus der immerfort wetterleuchtenden Laune, dem mit vollen Händen ausgestreuten Salze, dem so muthwilligen als feinen Witze, der ihn in Zoten nicht plump, und in Unfläthereien nicht abgeschmackt werden ließ, und aus den grotesken Vorstellungen, welche seine wunderbare Einbildungskraft aufs Theater führte, allerdings hervor. Aber bei dem allen ist seine Komödie mehr Farcenspiel und Grille, als Lustspiel. Man findet da weder einen dramatischen Plan, noch wolgezeichnete und gut durchgeführte Charaktere, noch irgend et-

etwas von dem, was das Lustspiel eigentlich zum Lustspiele macht. Götter, Helden, Bauern, Sclaven, Dichter, Weise, Narren, Spizbuben und Schufte treten, kaum von einander erkennbar, nach der boshaften Laune des Dichters auf und ab, um zu hudeln, und sich hudeln zu lassen. Sonach ist es unausgemacht, ob man ihn eher in die Klasse der Schauspieldichter oder der Satyriker zu setzen habe. Faßt man ihn in dem leztern Gesichtspunkte, so ist er in Absicht auf sein Genie der erste Kopf in seiner Gattung, von keinem erreicht, und keinem übertreffbar. Im erstern Falle wird ihm, wie gesagt, das giechische Lustspiel, bei jeder Vergleichung das Recht zu repräsentiren, nimmermehr gestatten. Und desto besser für uns! Denn so kommen doch für einmal unsre Helden ungeschlagen vom Schlachtfeld. Mit den Römern werden sie den Kampf, wenn gleich ohne grosse Hoffnung des Sieges, doch

mit

mit weniger Gefahr eines schimpflichen Ausganges aufnehmen können.

Zwar auch dahin verfolgt sie der Schatten des fürchterlichsten Mitkämpfers, dem sie bei den Griechen entgangen sind. Menander spuckt noch im Plautus und Terenz, und wenn diese den unsrigen den Kranz entreissen, so gebührt jenem wenigstens ein Zweig davon.

Plautus hatte unstreitig grosse Anlagen zum Lustspieldichter, und diese äusserte er nicht blos durch muthwilligen Wiz und Laune, sondern auch vornehmlich durch äusserst komische Situationen, seltsame Verwicklungen und überraschende Katastrophen. In allem diesem ist er, so lange er die Schranken nicht überschreitet, bewundernswürdig. Allein auch in allem thut er nicht selten zu viel. Sein Wiz ist oft spielend und frostig, seine Charaktere mehr

stark,

stark, als fein und richtig gezeichnet, zuweilen auch offenbar übertrieben; und manche seiner possirlichsten Auftritte sind nicht behutsam genug verwahrt, und mochten wol bei dem auf Schwänke erpichten und zur Täuschung bereitwilligen Pöbel ihre Wirkung thun, aber sie scheuen den kühlen Blick des Kenners. Beinahe alles ist darauf angelegt, um das Zwerchfell des Zuschauers in Erschütterung zu erhalten. Weit die meisten Personen interessiren uns nur durch ihre Lächerlichkeit, oder Verschlagenheit, und treten fast beständig auf, um geprellt zu werden, oder zu prellen. Was ihren Rollen überdieß noch einigen Werth giebt, das sind nicht ihre Gesinnungen, nicht ihr Charakter, sondern die feinen Beobachtungen, und kernhaften Sittensprüche, welche sie gelegentlich einstreuen. Das meiste von diesem Tadel fällt ohne Zweifel weniger auf den Dichter als auf sein Zeitalter zurück. Plautus hätte

nach seiner Anlage ein vollkommener Lustspieldichter werden können, wenn er dem noch ungebildeten Geschmacke seiner Zeit weniger gefröhnt hätte. Was daher Horaz von ihm sagt:

> At nostri proavi Plautinos & numeros &
> Laudavere sales. Nimium patienter utrumque
> Ne dicam stulte mirati. —

das soll wol eigentlich mehr die proavos als den Dichter treffen.

Was er zu werden nicht bestimmt war, das ward Terenz. Wiewol Cäsar es sehr bedauert haben soll, daß es ihm an der vis comica fehle. Wenn es mit der Aechtheit der Verse, worin dieses gesagt ist, seine Richtigkeit hat, so können wir um so viel weniger zweifeln, daß es mit diesem Urtheil so ganz übel nicht gemeint seyn konnte. Denn gewiß war Cäsar der Mann nicht, um einen Terenz zu mißkennen. Auch wird er ja übrigens von

ihm

ihm unter die ersten Dichter gesezt, und der Zusammenhang lehrt es deutlich, daß Cäsars Augenmerk bei diesem Bedauern, einzig auf die grossen Muster der Kunst bei den Griechen gerichtet war. Noch weniger soll uns die Rangordnung eines gewissen Vulcatius Sedigitius irre machen, der beim Gellius dem Terenz unter den lateinischen Komikern den sechsten Plaz anweist, und zwar so,

Vt contra si quis sentiat, nihil sentiat.

Wahrlich mein guter ehrlicher Vulcatius Sedigitius, wenn du alles, was du wußtest, so wußtest wie dieses, so war dein Wissen noch etwas minder, als nur bloses Stückwerk, und wo möglich, auch noch ein wenig minder werth, als deine Verse.

Heut zu Tage, da wir zwischen dem hohen, mittlern und niedrigen Komischen unterscheiden gelernt haben, wird es bei einem

Man-

Manne von feinem Geschmacke kaum mehr in die Frage kommen können, ob Terenz das Talent des Komischen besessen habe. Das niedrige Komische, worin Aristophanes der größte Meister ist, findet sich auch im Plautus in einem vorzüglichen Grade. Von diesem hat Terenz nichts, wollte vielleicht nichts davon haben: allein wer das feine und mittlere Komische in ihm gesucht, und nicht gefunden hat, der wird es wol überall nirgends finden. Plautus liebt das Possierliche, und läßt seiner muthwilligen Laune freien Lauf. Seine Scherze sind meistens witzige Zoten; sein Spiel wird nicht selten Farce. Dies dankten ihm die Bänke der Nüssenknacker mit lärmendem Beifall. Der Mann von Erziehung lächelte über den Wiz, nicht über die Zoten, vermuthlich auch oft über die Lacher. Terenz wußte da, wo er wollte, das Lächerliche zu finden, und ohne Verzerrung und

Karrikatur es zu beleuchten. Seine Kunst bestand nicht in Uebertreibung, sondern in kluger Wahl, und getreuer Darstellung. Dazu war ein scharfes Aug und ein feines Gefühl nöthig, und, um verstanden zu werden, auch ein gebildeter Zuschauer. Man vergleiche seinen Thraso mit den Pyrgopolinices des Plautus, seinen Gnatho mit dem Artotrogus des leztern. Wie abgeschmackt sind beim Plautus die Prahlereien des einen, wie plump die Schmeichelelen des andern! Der Großsprecher läßt sich von seinem Schmarotzer seine Heldenthaten hersagen. Da kommen hundert, und hundert und fünfzig, und dreisig, und sechszig Menschen in die Rechnung, die er an einem einzigen Tage niedergemetzelt haben soll. Er frägt den Artotrogus, wie viel das zusammen mache. Siebentausend ist die Antwort. Und der Narr findet die Summe richtig. Gleich darauf läßt er sich vorsagen, er hätte in Cappadocien fünf-

hun-

hundert Krieger mit Einem Streiche niedergehauen, wenn die Schneide nicht zu stumpf gewesen wäre. Von diesem Schlage ist noch manches. Solche Narren sind über das Lächerliche hinaus, und gehören schon nicht mehr auf die Bühne, sondern ins Tollhaus. — Thraso beim Terenz ist ein lächerlicher Narr, und findet seines gleichen überall. Er will bei Königen alles gegolten haben, von ihnen zu Rathe, zur Gesellschaft, zur Tafel gezogen worden seyn, prahlt mit manchen platten Einfällen, die er für Sarcasmen giebt, und Gnatho bewundert, wie billig, seinen beissenden Wiz, und will über seine guten Einfälle zu lachen scheinen, indem er über seine Abgeschmacktheit lacht.

Ueberhaupt zeichnet Terenz seine Charaktere wahrer und feiner als Plautus. Die Sprache seiner Personen, ihre Leidenschaften

und Sitten sind der ächte unverfälschte Abdruck der Natur. Gleich in den ersten Scenen fängt die Bühne an, aus unsern Augen wegzuschwinden, wir haben es vergessen, daß es gelernte Rollen sind, was wir hören oder lesen, unsre Theilnehmung eilt der Verwicklung zuvor, und wir bewundern weniger den Dichter, als das richtige Urtheil und das Ebenmaas der Empfindung bei den handelnden Personen, auf welche jeder Vorfall gerade so und nicht anderst, gerade so viel, und nicht mehr, und nicht weniger wirkt, als ihr Geschlecht, ihr Alter, ihr Charakter, und ihre Verhältnisse erwarten liesen.

Dieß macht nun dem Genie des Dichters Ehre. Allein nicht minder gereicht die Art, womit er gewisse zweideutige Charaktere zu mildern, und gewisse anstößige Scenen in die Dämmerung zu stellen weiß, seiner Denkungs-

art

art und seinem Geschmack zur Ehre. Beim Plautus sind die Sklaven gewöhnlich abgefeimte Schurken, welche die Schelmerei um ihrer selbst willen lieben; beim Terenz ists meistens ein gutherziger Kerl, der seinem jungen Herrn durchs Feuer laufen würde, ihm zuerst mit gutem Rathe, und wo der nichts verfängt, durch Schelmenstücke, zu seiner eigenen größten Gefahr zu dienen bereit ist. Beim Plautus kommen Zoten und Unflätereien in Menge vor, auch da, wo sie die Handlung nicht verlangt. Beim Terenz erzählt der wonnetrunkene Chärea seinem Freund Antipho den verstolenen Genuß seiner Freude mit einer Delikatesse, welche den Dichter uns werth machen muß. — Diese Feinheit und Delikatesse ist einer der Hauptzüge im Charakter des Terenz, und macht ihn zum Dichter für die feine Welt. Wenn sie nur hin und wieder zu finden wäre, so würde sie den Vorwurf seiner Neider be-

günstigen, daß Afrikanus Hand bei seinen Lustspielen gehabt habe. Allein sie ist dem Ganzen eingehaucht, und athmet im Ganzen. Anlage, Charaktere, Dialog, Beobachtungen, Scherze, Sittensprüche, Ausdruck, jede Zeile, und bei nahe jedes Wort ist damit gestempelt.

Wenn ich seine Kunst in Anlegung der Plane und Schürzung der Knoten, woran er den Plautus übertrift, loben wollte, so könnte ich den Menander und andere Griechen zu loben scheinen, aus welchen er geschöpft hat. Indeß ist doch sein Eunuch, ein wahres Meisterstück, so viel ich weiß, von niemanden geborgt, den Charakter des Thraso und Gnatho ausgenommen, welchen er vom Menander entlehnt hat. Der Plan dieses Lustspieles könnte nicht einfacher und natürlicher, und doch nicht besser angelegt seyn, um die höchste Erwartung zu erregen. In der vierten Handlung ist die

Ver=

Verwirrung allgemein. Was Aufklärung geben sollte, schürzt den Knoten noch fester. Und nachdem er jetzo gelöst ist, zettelt die schlaue Schalkheit einer Sklavin ein Nachspiel an, welches für den Zuschauer so überraschend, als durch den Kampf mehrerer vermischter Empfindungen anziehend ist. Dieses vortreffliche Stück war des Beifalls vollkommen werth, welchen es in Rom erhalten hat, und zeigt uns die grossen Talente des Dichters im vortheilhaftesten Lichte.

In comœdia maxime claudicamus, sagt Quinctilian; und wir — in welcher Verlegenheit sind wir nicht, wenn wir uns nach den Lustspieldichtern umsehen, welche wir einem Plautus und Terenz entgegenstellen dürfen? Zwar nennen uns die Verzeichnisse unserer Aesthetiken zum mindesten ein ganzes Dutzend komischer Dichter; zwar haben wir ganze Bände von

Schauspielen unter den Werken unserer guten Schriftsteller; Zwar werden ihre Lustspiele gelesen, aufgeführt, wiederholt, und beklatscht; Zwar ist jede Messe an neuen Theaterstücken fruchtbar, und voluminose Sammlungen verheissen uns zu Nuz und Frommen der Deutschen Bühne, ans dem ungeheuern Wuste, was gut ist, zu sichten, und zu retten. Allein wo sind denn, frage ich noch einmal, unsere grossen dramatischen Dichter? Dramatische Köpfe kenne ich hier und dort Einen, so wie hier und dort ein Lustspiel, welches mit Recht vortrefflich heißt. Aber die einzelne Schwalbe bringt uns den Sommer noch nicht.

Doch man wird mir vielleicht statt aller Lessing nennen; und wider die Auswahl werde ich freilich nichts einzuwenden haben, wiewol dies meine Meynung von der deutschen Schaubühne im Grunde nicht ändert.

Les-

Lessing hat uns mehrere Lustspiele geliefert wovon einige zimlich gut, andre mittelmäsig, und zwei vortrefflich sind, Minna von Barnhelm und Nathan. Herr Engel will zwar den leztern durchaus nicht als Drama, sondern als Lehrgedicht angesehen wissen. Allein ich gestehe es, mir fällt es unmöglich, ein Gedicht, welches sein Hauptinteresse der dramatischen Form dankt, nicht für ein Drama zu halten, mag es übrigens auch vom Anfang bis zum Ende noch so unterrichtend und lehrreich seyn. Nicht die trockenen Grundsätze, sondern die Gesinnungen, Empfindungen und Handlungen der im Nathan eingeführten Personen, folglich die Personen selbst sind es, was mich vorzüglich interessirt Freilich zielet, wie Herr Engel ganz richtig sagt, die ganze Anlage und Gruppirung der Charaktere, die ganze Verwicklung und Auflösung offenbar auf die grossen Wahrheiten ab, die uns der Dichter lehren will; aber mir

 deucht,

deucht, daß der didactische Zweck des Dichters allein, sein Werk noch nicht zum didactischen Gedichte mache: sonst würden eine Menge von Schauspielen, Romanen, u. s. w. und Lessings meiste Lustspiele Lehrgedichte seyn. Jedoch Herr Engel mache das didactische des Nathan zur Gattung oder zur Art, er nenne ihn ein dramatisches Lehrgedicht, oder ein didactisches Drama, so wird es bei der Beurtheilung des Stückes allemal weniger auf den Zweck, als auf die Mittel, weniger auf die Wahrheiten, welche der Dichter uns lehren will, als auf die Kunst ankommen, wodurch er diese Wahrheiten zur Anschaulichkeit zu bringen gewußt hat: oder welches Eines ist, man wird das Gedicht als Schauspiel beurtheilen nicht nur dürfen, sondern müssen; und ich behaupte, daß Lessing bei diesem Gesichtspunkt nichts verlieren soll.

Nur muß der Kunstrichter, der es thun will, seinen Standpunkt sorgfältig wählen, und nicht für den Zweck nehmen, was bloses Mittel ist. Er muß wissen, daß nicht der Tempelherr, nicht Recha, sondern der weise Nathan die Hauptperson des Stückes ist, daß die Verwicklung nicht auf der Liebesintrigue von jenen, sondern auf der bezweifelten Uneigennützigkeit und Weisheit von diesem beruhet, und daß die Auflösung nicht in der Aufklärung von Rechas Schicksalen, sondern in Nathans Rechtfertigung liegt, wenn der Tempelherr, der in ihm den Juden zu sehen glaubte, mit einmal den Menschen, das ist, den edeln weisen, und von religiösen Vorurtheilen durchaus freien Mann erblickt.

Bei diesem Gesichtspunkt, welcher der wahre so gewiß ist, als er nicht jedem gemeinen Leser auffallen mag, dürfte wol noch verschie-

schiedenes an dem Plane zu tadeln seyn. Das Erheblichste deucht mir dieses, daß um die Erwartung des Lesers in völliger Spannung zu erhalten, Rechas Schicksale, und die äusserst rührende Lage, in welcher Nathan sie aufnahm, bis zur völligen Entwicklung des Stückes hätte im Dunkeln gelassen werden sollen. Wie sehr würde nicht dadurch die Wirkung jener bedeutungsvollen Verse verstärkt worden seyn, welche wir im siebenten Auftritt des vierten Aufzuges lesen!

Nathan! Nathan!

Ihr seyt ein Christ! — Bei Gott! Ihr seit
ein Christ!

Ein beßrer Christ war nie.

Nathan.

Wol uns! denn was

Mich Euch zum Christen macht, das macht
euch mir

Zum Juden! —

Ue-

Uebrigens gestehe ich gerne, daß dieses Stück, so grosse und manchfaltige Schönheiten die dramatische Kunst seines Verfassers darein gelegt hat, dennoch die größten unmittelbar Lessings erhabenem Verstande, und edlem grossen Herzen dankt. Die scrupulose Einfalt der Daja, Rechas sanfte liebenswürdige Schwärmerei, der Feuerkopf und der edle, aber unbiegsame Stolz des Tempelherrn, das richtige Naturgefühl des Klosterbruders, die dumköpfige Schlauheit, und gefühllose Bigoterie des Patriarchen, die unbesonnene Mildherzigkeit, und der sorgenfreie Großsinn des Sultan, alles dieses giebt den effecktreichsten Kontrast zu dem grossen vollendeten Charakter des Nathan, und gründet die Wahrscheinlichkeit mancher Hauptauftritte. Auch entzückt mich die dialogische Kunst, und die feinen Wendungen des Gespräches. Allein dies alles und anderes mehr, was ist es in Vergleichung mit

den grossen Gefühlen, deren Ebenmaas in den Stralen reiner Vernunft nur sichtbarer und herrlicher wird, und dem erhabenen Gedanken, welche tiefer Verstand erzeugt, und in dem Schoose der Empfindung zur Lebenskraft erwärmt hat! Als Drama mag Nathan immer vollkommener seyn können, aber als — nennt es wie ihr wollt, ist es die reifste Frucht des edelsten deutschen Baumes, und ein codex für die Menschheit, worein ihre wichtigsten Wahrheiten, zur Beschämung voriger, und zur Belehrung künftiger Zeiten deponirt sind. Wer dieses Stück gelesen, und nicht Lessing von ganzer Seele lieb gewonneu hat, nicht überzeugt geworden ist, daß Lessing der grosse Mann, auch ein guter Mann war, dessen Achtung und Freundschaft, wenn er anderst die eine oder die andere zu geben hat, möchte ich nicht verdienen: denn gräuliche Vorurtheile müssen ihm, wenn er nicht von Natur ein

Blöd-

Blödsinniger ist, Herz und Kopf, oder den einen wenigstens, auf eine fürchterliche Weise verdreht haben.

Ich frage nicht, ob Plautus und Terenz tadellosere Lustspiele haben. Der weise Nathan ist zu heterogen, als daß er mit jenen wol verglichen werden könnte, und ihn damit zu vergleichen, würde wahre Profanatian seyn.

Und also abermals eine Abschweifung? Allein wer könnte auch vor einem Nathan gleichgültig vorübergehen? Wenn diese Stelle sonst nichts beweist, so stehe sie als Aeusserung meines Dankes da, für die Labung, welche dieses herrliche Produkt des grossen edeln Mannes meinem Geiste und Herzen gewähret hat, und als solche wird sie das übrige nicht schänden. Ich habe sie um so viel weniger unterdrücken können, da, wie uns Men-

delssohn berichtet hat, dieses lezte und beßte Tagwerk des unsterblichen Lessing — welche Schande für unsre Zeiten! ihm seine lezten Lebenstage ungemein verbittert haben soll.

Und nun noch einige Anmerkungen über das Lessingische Schauspiel überhaupt. Ich kann meine Meinung davon nicht besser sagen, als ich sie irgendwo gesagt finde. „Die Kritik „könnte an manchem seiner Stücke scheitern, „ohne daß darum unser Gefühl mit denselben „ausgesöhnt würde. Alle haben das Gepräge „des feinen Beobachrers, des geistreichen scharf„sinnigen Kopfes, und keines von allen trägt „den Stempel des eigentlichen Dichtergenies. „Ueberall finde ich mehr Wiz als Gefühl, „mehr Glanz als Wärme, mehr Kunst als „lebendiges Interesse, und seine meisterhaftesten „Dialogen überraschen mich mehr, als sie mich „durch auffallende Wahrheit vergnügen. Kurz,

„sei-

„seine Dichtungskraft war mehr eine gelernte „Rolle als Natur, und er besas in höchst „möglichem Grade die Kunst, das Genie, wenn „ich so reden darf, nachzumachen, ohne es „selbst zu haben.“

Man hat diese Stelle ihrem Verfasser übel genommen, und wird auch mir die Anführung derselben übel nehmen; dessen ungeachtet ist und bleibt sie mir aus der Seele geschrieben.

Der Verfasser hat Lessings eignes Zeugnis angeführt, welcher in der Dramaturgie so von sich selbst sagt. „Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene „Kraft sich empor arbeitet, durch eigene Kraft „in so reichen, so frischen, so reinen Stralen „aufschießt: ich muß alles durch Druckwerk „und Röhren aus mir heraufpressen. Ich

„würde so arm, so kalt, so kurzsichtig seyn,
„wenn ich nicht einiger Maasen gelernt hätte,
„fremde Schätze bescheiden zu borgen, an frem-
„dem Feuer mich zu wärmen, und durch die
„Gläser der Kunst mein Auge zu stärken.„
Auch dieß hat man ihm übel genommen. Man hat geglaubt, Lessing habe es mit dieser Stelle — — was weiß ich? wol nicht ganz so gemeint. Nun so möchte ich wol wissen, wie er es denn eigentlich damit gemeint habe, und was er sagen wollte, wenn nicht eben das, was jener Verfasser sagt, daß bei ihm Einsicht in das Wesen der dramatischen Dichtkunst, und Kritik gewisser Maasen die Stelle des Dichtergenies vertreten.

Doch was geht uns Lessings Urtheil über sich selbst an? Wir wollen wissen, was er war, und nicht, was er zu seyn glaubte. Immerhin! Wiewol, was er war, das wird mein Urtheil, lieber Leser, ohne die Beweise, welche

hier nicht Statt finden, so wenig aufklären, als das deinige. Seine Werke müssen es zeigen, und diese werden früher oder später die getheilten Stimmen vereinigen. Dann zumal, wenn man sich von dem Erstaunen erholt haben wird, worein dieser ausserordentliche Kopf seine Zeitgenossen gesezt hat; wenn auch die Freundschaft an seiner Schätzung keinen Theil mehr haben wird; alsdenn dürfte man es für erlaubt halten, den grossen Mann nicht überall groß zu finden. Alsdenn dürfte man finden, daß seine frühern Lustspiele, welche er meistens vor seinem zwanzigsten Jahre schrieb, zwar Lessing dem Jüngling, aber nicht der deutschen Schaubühne Ehre machen. Mau dürfte finden, daß, ungeachtet mancher gedehnter und langweiligen Scene, dennoch die Anlage zn einem guten und lebhaften Dialog, ungeachtet mancher Fehler im Plane, mancher Uebertreibung in den

Charaktern, mancher unwahrscheinlichen, oder nicht genug vorbereiteten Katastrophe, dennoch richtige Beurtheilungskraft, und der scharfe Blick des feinen Beobachters hin und wieder durchschimmern. Und eben diese Vorzüge wird man in der Minna von Barnhelm seinem Meisterstücke bewundern. Aber auch hier, wie dort wird man jene Lebenswärme, welche das schöpferische Genie seinen Werken einhaucht, vermissen. Man wird die bildnerische Kunst des Verfassers, der Stück für Stück bearbeitete, feilte, verband, und die Fugen künstlich deckte, mit der leichtschaffenden Natur, welche ihre Wesen, vielleicht weniger tadellos, aber zweckmäsig und ganz aus einem Keime sich entwickeln läßt, nicht vermengen. Man wird zwar komische Charaktere, aber dennoch im Ganzen nicht genug ächte komische Kraft finden. Man wird Lessing in seinen Personen überall zu viel sprechen hören, mit Wiz und

Scharf-

Scharfsinn, und feiner Beobachtung ungerne da verlieb nehmen, wo man Empfindung, Einfalt, und Naivetät erwartete, und insbesondere jenen Wettkampf der Verstellung, und des Edelsinns, zwischen Tellheim und seiner Braut zu künstlich und zu ermüdend finden.

Alsdenn wird man auch folgende Stelle in seiner Dramaturgie, welche sich an die obige anschließt, ganz verstehen, und vollkommen wahr finden. „Wenn ich mit Hülfe der „Kritik etwas zu Stande bringe, welches bes„ser ist, als einer von meinen Talenten ohne „Kritik machen würde; so kostet es mich so „viel Zeit, ich muß von andern Geschäften „so frey, von unwillkührlichen Zerstreuungen „so ununterbrochen seyn, ich muß meine ganze „Belesenheit so gegenwärtig haben, ich muß „bei jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich „jemals über Sitten und Leidenschaften ge-

„macht,

„macht, so ruhig durchlaufen können; daß zu „einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuig„keiten unterhalten soll, niemand in der Welt „ungeschickter seyn kann, als ich."

Alsdenn wird auch wol der Mann von feinem Geschmacke, und edeln Gefühlen, wenn er für sich allein wählen sollte, den ganzen Plautus, vielleicht auch den Terenz für den einzigen Nathan hingeben, und dennoch Lessing den Lustspieldichter, vielleicht mit keinem von beiden in Eine Reihe zu setzen wagen.

II. Trauerspiel.

Das griechische Trauerspiel hat einen ganz eigenen Charakter, welcher seiner Vergleichung mit dem heutigen Trauerspiele nicht geringe Schwürigkeiten in den Weg legt. Wer sich seine Theorie zum voraus von den Werken

der Neuern abstrahirt hat, der wird gewiß sehr verlegen seyn, wie er diesen Maasstab den Alten anpassen soll: und wer, ohne mit der hohen Einfalt des griechischen Geschmackes vertraut zu seyn, und ohne Kenntnis ihrer religiosen und politischen Verfassung, und der äussern Einrichtung ihres Trauerspieles einen Sophocles und Euripides, wenn auch in der beßten Uebersetzung, liest, und sie zu bewundern vorgiebt, dem werde ich es nimmermehr glauben; oder, wenn es sein Ernst ist, nur desto nachtheiliger von seinem Geschmacke denken.

Wenn sich das griechische Trauerspiel mit irgend einer Gattung der neuern Poesie vergleichen läßt, so ist es, deucht mir, einiger Maasen die Oper. Zum Trauerspiele der Neuern finde ich beinahe dasselbe Verhältnis, in welchem das Heldengedicht mit dem höhern Roman steht.

Die griechischen Dichter wählten sich fast immer eine Nationalgeschichte aus dem heroischen Zeitalter. Auf ihrem Theater treten Götter und Helden auf, welche die Sprache der Götter reden, und den Kothurn nie mit dem Soccus verwechseln. Sie kündigen sich uns sogleich in ihrer angebornen Grösse und Hoheit an — nicht in jener erborgten Hoheit, welche den tragischen Personen der neuern Schaubühne, statt Sitten, Manieren, gespannte Gefühle, und eine Sprache giebt, die oft nichts, als wahrer Bombast ist. Ihr natürlicher Charakter ist erhöhte Menschheit, in ihren Gesinnungen herrscht ungewöhnlicher Adel, in ihren Sitten so viel Einfalt als Würde; ihr Ausdruck ist Poesie der Sprache; der Erguß ihrer Empfindungen hebt sich mit wahrhaft lyrischem Schwunge: kurz sie schweben in einer höhern Sphäre, und sinken nicht unter den Maasstab der Heldennatur.

Und diese Helden und Heldinnen treten nicht unter sich allein auf, handeln nicht im Kabinette: sie erscheinen öffentlich, und zeigen sich dem Volke, welches sie nicht blos als Zuschauer, sondern oft auch als Theilnehmer ihrer Schicksale überall begleitet. — Und dieses Volk, ein steter Zeuge, Richter, und Theilnehmer ihrer Gesinnungen, Handlungen, und Leiden ist nichs weniger als ein gemeiner Pöbel. Sein Urtheil ist der Ausspruch der Billigkeit, und des schlichten Verstandes, und seine Gefühle strömen in Gesänge aus, deren trunkene Begeisterung den kühnsten Aufflug der hohen Ode erreicht.

Diese Wahl der Fabel, diese Grösse nnd Wichtigkeit der Personen, diese Publicität der Handlung, und der aus allem diesem entspringende hohe, feierliche Ton des griechischen Trauerspieles stimmte den griechischen National-

nalgeist zu einem Interesse, wovon nur derjenige sich einen Begriff machen kann, welcher im Stande ist, sich ganz in jene für uns so paradoxen Zeiten zu versetzen. Wer sich noch überdies Gesang und Wechseltanz, so gut es sich thun läßt, hinzudenkt, der wird sich auch von der Illusion, welche den griechischen Zuschauer in das Heldenalter der Vorzeit hinüber zauberte, gewisser Maasen eine Vorstellung machen können.

Hieraus läßt sich nun, wofern ich nicht irre, die ganze übrige Verschiedenheit des griechischen Trauerspieles von dem Neuern ungezwungen ableiten. Das griechische Trauerspiel hatte ein Nationalinteresse; das neuere hat meistens nur das Interesse der Menschheit. Der Zweck des einen war mehr politisch; der des andern ist mehr moralisch. Aristoteles hielt die Fabel für den wichtigsten Theil des Trauerspieles; unsre Kunstrichter halten die

Sitten und Charaktere dafür. In der Bearbeitung der erstern zeigten sich die Griechen, voraus Sophokles als den grössten Meister. Von den leztern hoffen die Neuern das gröste Interesse, und suchen darin ihr vorzügliches Verdienst. Auch haben sie dazu ein freies offenes Feld. Ihre Helden erscheinen nicht blos öffentlich, und in solchen Verhältnissen, in welchen der König den König, der Feldherr den Feldherrn, der Richter den Richter sehen läßt, und den Menschen, so gut er kann, verbirgt. Sie zeigen sich uns im Kabinette, bei verschlossener Thüre, und im vertraulichen Gespräche mit ihren Lieblingen oder Mätressen. Der Dichter führt sie durch ein solches Gewebe von Nebenscenen und Intriguen, durch so viele Irr- und Kreuzgänge, daß sich ihr Charakter bis zur vollendeten Individualität, aber oft nicht ohne grossen Nachtheil der Haupthandlung entfalten kann.

Dieß

Dieß nun wollte der griechische Tragiker nicht, und konnte es nicht. Er suchte, wie gesagt, das Interesse bei einem andern Ziele, und erreichte die Illusion noch unfehlbarer durch andere Mittel. Die erhöhte veredelte Natur seiner Personen bedurfte mehr einer wahren, richtigen, als feinschattirten Charakterzeichnung, und der feierliche Ton des Ganzen machte die leztere entweder unmöglich, oder würde mit ihr seltsam kontrastirt haben. Noch mehr war ihr der Chor, dieser so wesentliche Theil des griechischen Trauerspieles hinderlich. Dieser Chor, der die handelnde Personen keinen Augenblick aus dem Gesichte verlor, erheischte nothwendig einen lichten einfachen Plan, der sogleich in den Mittelpunkt der Handlung hineinschauen lies, und durch das Gewicht der Erwartung zur Theilnehmung stimmte. Wie abgeschmackt würde es seyn, uns ein auf öffentlichen Platze versammeltes

Volk zu zeigen, ohne uns zugleich den Gegenstand der Furcht oder Hoffnung ins Gesicht zu stellen, durch den es herbei geführt ward? wie lächerlich die handelnden Personen, und die Zeugen ihrer Schicksale, Thaten, und Absichten den hohen Ton der poetischen Begeisterung anstimmen zu hören, wenn das, was wir mit ihnen gesehen haben, noch dieser Begeisterung nicht werth ist? Wie ungereimt und zweckwidrig endlich, dem Chor sein festgefaßtes Ziel aus dem Auge zu rücken, und ihn die Personen durch ein Geflecht von Scenen begleiten zu lassen, denen er nur als ein stummer Zuschauer beiwohnen könnte, weil sie mit der Handlung nicht nothwendig verbunden sind, und erst in die Ferne wirken?

Aus den bereits angeführten Gründen ist auch der Dialog des griechischen Trauerspieles so einfach und kunstlos. Wiz, und Geist,

und gut zugespizte Wechselreden vertrugen sich mit der feierlichen Hoheit des griechischen Kothurns nicht, noch die Heldeneinfalt mit der kühlen Besonnenheit, welche dem Gegner seine Schwächen ablauert, auf seinem eigenen Gange ihn irre führt, und ihn da in die Schlinge jagt, wo er sie übersprungen zu haben glaubte. Alles geht seinen geraden, natürlichen Weg fort. Jede Frage ist unverfänglich und offen, und zählt auf eine bestimmte Antwort. Jedes treffendste Wort ist das ausgesuchteste, jedes kürzeste, das beste. Die Unterredung geht Schlag auf Schlag, bricht da, wo genugsames Licht hervorstralet plözlich ab, und macht dem vollen Strome der Empfindung Plaz.

Dieser Unterschied der alten und neuern tragischen Schaubühne ist in der veränderten Beschaffenheit der Zeiten und Völker gegründet,

det, und muß uns also bei einer Vergleichung der Werke selbst nicht irre führen. Manches, was sich die neuern Tragiker als ein Verdienst anrechnen, war es bei den Alten nicht. Und umgekehrt: was den Werken der leztern, wenn wir sie aus dem wahren Gesichtspunkte betrachten, das höchste Interesse verschafft hat, das dürfen wir von jenen nicht fordern, da die Bahn der Alten für sie verschlossen ist. In so weit jedoch müssen wir diesen Unterschied bei einer Vergleichung nicht aus dem Auge verlieren, als er auf die grössere oder geringere Schwürigkeiten, welche beide Theile auf dem gemeinschaftlich betrettenen Wege zu besiegen hatten, ein Licht wirft.

So ist es zum Beispiele ganz klar, daß die Gegenwart des Chores den Alten jene strenge Fesseln anlegte, welche nur ihr Genie zu tragen vermochte, und denen die Neuern

sich

sich so gerne entziehen. Sie nur waren an die Einheit der Zeit, des Ortes, und der Handlung so fest gebunden, daß die Verletzung derselben nicht nur dem Kunstrichter, sondern auch dem Zuschauer auffallen mußte. Bei ihnen mußte die Handlung ihren einfachen, geraden, ununterbrochenen Gang fortschreiten, kein wesentlicher Theil derselben durfte hinter der Scene fortrücken, die Verwicklung mußte sich aus ihrem Mittelpunkt entspinnen, und mit kunstloser Leichtigkeit mehr aus einander fallen, als gelöst werden. Von jenen episodischen Scenen, jenen von aussen herbeigeführten Situationen und Vorfällen, jenen künstlichen Maschinen, welche der Dürftigkeit des Genies so wol zu statten kommen, welche so manche Lücke füllen, so manchen Mangel decken, die Handlung dehnen, das Interesse reitzen, aber zertheilen, die Erwartung hinhalten, aber wenig befriedigen, konnten sie keinen

Ge-

Gebrauch machen. Wenn man alle diese Gerüste von manchen der beßten neuern Trauerspielen wegnehmen wollte, wie nackt und kahl würden sie da erscheinen! Nicht umsonst war es, daß selbst ein Voltäre über cette longue carrière de cinq actes, qui est prodigieusement difficile à remplir sans épisodes, jammern mußte.

Diese Betrachtungen sprechen unstreitig zum Vortheile der griechischen Schaubühne, und sichern ihren Dichtern vor den Neuern den Kranz zu, angenommen, daß diese und jene gleich vollkommen in ihrer Art wären. Denn die eine Art hat ungleich mehr Schwürigkeiten, erfordert ungleich mehr Genie und Kunst als die andere. Und dies ists, worauf man bei der Würdigung vornehmlich sein Aug zu richten hat. Denn eine eigentliche Parallele läßt sich bei so wenigen Punkten der Vergleichung kaum ziehen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Das griechische Trauerspiel hat Aeschylus der Vollkommenheit näher gebracht; aber seine höchste Stufe erreichte es durch den Sophocles und Euripides. Es ist wahrscheinlich, daß dem Aeschylus, die Zeitordnung, nach welcher er auftreten mußte, den Vorrang vor seinen glücklichen Nebenbuhlern gekostet hat. Denn durch sein Genie war er würdig, der erste zu seyn. Seine Werke waren Goldstufen, deren Bearbeitung, wie uns Quinctilian berichtet, manchem spätern Griechen im Wettkampfe den Sieg erworben hat.

Sophocles hat das wahre Mittel getroffen, über welches jenen die Vollkraft seines rohen Genies hinausgeführt hat. Hier ist wahre Grösse, und ächte Heldenstärke, die im ruhigen Gefühle ihrer selbst, sich zu halten, und ohne Verschwendung sich zu äussern weiß. Hier ist das Grosse mit dem Ungeheuern,

Kraft mit Ueberspannung, und Erhabenheit mit Schwulst nie verwechselt. Ein tragisches Kraftgenie neuerer Zeiten würde aus dem Philoctetes einen Unhold, aus der Electra eine Furie geschaffen haben, welche man angestaunt aber nicht bewundert hätte. Wie würde die leztere gegen ihre Mutter getobet und geschäumet, wie bei der geglaubten Urne ihres Bruders sich geberdet haben! Sophocles giebt ihrem Charakter eine Mischung von Mannheit, ohne welche uns jene fürchterlichen Entschlüsse der Rache, welche sie in ihrer Seele brütet, entweder lächerlich oder abscheulich scheinen müßten: und in jener herrlichen Scene der Wiedererkennung erinnert er uns, daß sie dennoch ein Weib ist, aber freilich kein Weib von der gemeinen Gattung. Gewiß trug diese herrliche Scene nicht wenig dazu bei, die Electra zum Lieblingsstücke der Griechen zu machen. Eine solche Empfindsamkeit, wie die ist, welche

darin herrscht, würdigt den Dichter nicht herab, und eine Thräne, die dabei ins Auge stieg, aber nicht überrollte, stand auch in einem griechischen Auge schön. — Ueberhaupt beobachtet Sophocles in Charaktern, Situationen, Leidenschaften und Sprache, das Maas, welches Natur und Wahrheit vorschreiben. Er sucht das Tragische in der Sache, nicht in Nebenumständen, braucht keine Kunstmittel, um der Empfindung nachzuhelfen, oder sie zu verstärken, will uns da nicht erweichen, wo der Gegenstand blosse Rührung, uns nicht erschüttern, wo er nur ernste Theilnehmung verlangt. Selbst seine Ueberraschungen sind nicht blose Theaterstreiche, um der bewegten Einbildungskraft der Zuschauer sich desto leichter zu bemächtigen. Jene schauervolle Scene in der Electra zum Beispiel, wo Aegisth in der Erwartung, den Leichnam des von ihm gehaßten und gefürchteten Orestes zu finden, mit

eig-

eigener Hand die Decke aufhebt, und statt desselben die ermordete Clytemnestra erblickt, ist durch den triumphirenden Stolz des übermuthigen Tirannen so gut vorbereitet, sie fließt aus dem Charakter des nach bitterer Rache dürstenden, aber festen und lakonischen Orestes so natürlich, daß man wohl sieht, Sophocles habe dabei an seine Personen, und nicht an die Zuschauer gedacht. Daß die neuern Trauerspieldichter das Gegentheil thun, sieht man nur allzuoft. Sie können darauf zählen, daß der feinere Zuschauer sie erräth, und nicht umsonst errathen haben will. Er antwortet dem Rufe des Dichtes mit Geklatsch: allein ein stummes Erstaunen, worin man des Dichters vergäse, würde für ihn wol mehr beweisen, als dieses Geklatsch.

In Ansehung der Regelmäsigkeit und der unverbesserlichen Anlage des Planes wird Sopho-

phocles mit Recht für den grösten Meister gehalten. Seine Kunst scheint der Natur Truz zu bieten. Man hat in dieser Absicht vor allem aus seinen Oedip bewundert: und in der That läßt sich nichts vollkommeneres gedenken. Die Handlung hat bei der größten Einfachheit, das höchste Interesse. Die Verwicklung selbst geht mit der Auflösung schwanger. Aus eben der Wolke, welche das Schicksal des Oedip umhüllen soll, sprühen einige Funken hervor, durch die ihm ein Theil der grauenvollen Scenen ins Auge dämmert. Bald aber wälzt sich eine neue Wolke daher, welche den ganzen Schauplaz überdeckt. Oedip ist nicht nur beruhigt, sondern so sicher, daß er es schon wagen darf, der Orakel zu spotten — und plözlich bricht die volle Flamme mit einem Donnerschlag los.

In dieser Rücksicht steht Euripides seinem Vorgänger nicht wenig nach. Seine

Plane

Plane sind nicht immer tadellos, die Handlung nicht immer einfach, und die Wahrscheinlichkeit oft nicht genug beobachtet. Auch erreicht er die Stärke und Hoheit des Sophocles nicht, weder in den Charaktern, noch im Ausdruck. Seine häufigen Sitten und Denksprüche hat man sehr oft getadelt, und nicht überall ohne Grund. Allein vielleicht hat man es nicht genug bedacht, daß dasjenige, was an einem Sophocles ein häßlicher Fehler seyn würde, es beym Euripides schon weniger ist: daß diese spruchreiche Weisheit zwar mit der Geistesstärke grosser und edler, oder mit der Heftigkeit leidenschaftlicher Charaktere sich übel verträgt, hingegen der Weichheit empfindlicher, und unter ihrem Leiden mehr gebeugter als sich stämmender Seelen ganz natürlich läßt; daß der Schmerz der leztern gerne den Anstrich einer menschenfeindlichen Laune annimmt, gerne in allgemeine Reflexionen und Invecti-

ben gegen das Menschengeschlecht, oder einzelne Theile und Klassen desselben sich ergießt, welche dann erst unnatürlich und frostig sind, wenn nicht die Empfindung, sondern die Ueberlegung sie erzeugt hat.

In der That ist der Charakter des Euripides ganz von der beschriebenen Art. Das zärtliche und rührende ist der herrschende Ton seines Trauerspieles; er geht mehr darauf aus, um Mitleiden als Bewunderung zu erregen, und trift sicher die Saite unsers Herzens, welche seinen Gefühlen antwortet. Seine Helden und Heldinnen haben nicht jene Festigkeit und Grösse, welche wir im Sophocles bewundern. Ihre Gefühle sind menschlicher, und uns näher bekannt, und ihre Charaktere haben eine Mischung von Heldenmuth und zuweilen nahe an Schwäche gränzender Empfindsamkeit, welche oft Widerspruch scheinet, aber es in der That

nicht

nicht ist. Daher jenes beständige Wogen, jene Ebbe und Fluth der Ueberlegung und der Empfindung, jenes Schwanken von Zweifel zum Entschlusse, vom Entschlusse zur Nachreue. Daher ein Agamemnon, der zwischen den Vater und den Feldherrn getheilt, seine Tochter als ein Söhnopfer nach Aulis bestellt, dann den Widerruf schreibt, auslöscht, versiegelt, wieder aufreißt; und nachdem Mutter und Tochter vor der Erwartung ins Lager gekommen sind, sein Kind dem Opferstahl zu entreissen wünscht, und nicht darf, weil er den gerechten Zorn der Griechen und ihre Vorwürfe fürchtet. Daher ein Menelaus, der auf der Aufopferung seiner Nichte, so lange sie fern ist, besteht, so bald sie zugegen ist, und die Thränen seines Bruders fliessen, darauf freiwillig Verzicht thut. Daher ein Achilles, der aus Mitleiden für die getäuschte Prinzessin bereit ist, das Schwerdt zu ziehen.

Daher Iphigenia, die jezt mit den beweglichsten Klagen für ihr Leben fleht, und, da es umsonst ist, sich plözlich zu einem Heldenmuth aufraft, der nicht natürlich scheint, aber es darum ist, weil er nicht lange genug währen darf, um die Verzweiflung an seine Stelle treten zu lassen.

Und diese Mischung von Heldenmuth, der nie in Härte, und von Empfindsamkeit, die nie in Empfindelei ausartet, ist es, was jedes fühlende Herz zur wehmüthigen Theilnehmung stimmt; Sie war es ohne Zweifel, die nach dem Urtheile des Aristoteles, den Euripides zum tragischsten aller Tragiker machte. Und der Quelle, aus welcher sie geflossen ist, haben wir auch verschiedene Scenen voll der herrlichsten Seelenmahlerei zu danken, über welche hinaus sich nichts gedenken läßt. Dahin rechne ich unter andern jene Unterredung

der Hecuba mit dem Ulysses, welcher ihre Tochter Polyxena abholt, um auf dem Grabhügel Achills geopfert zu werden, und worin jene ihm vorhält, oder vielmehr ihn selbst erzählen läßt, wie er einst als Kundschafter nach Troja kam, und von ihr erkannt ward; wie vor Todesangst ihm tropfenweise der Schweiß in den Bart fiel, wie er demüthig, und mit starrender Hand ihre Knieen umfaßte, tausend Dinge ersann und sagte, nur dem Tode zu entgehen, und durch Sie gerettet ward. Dahin rechne ich auch vornehmlich jene von Home, wofern mir Recht ist, ohne Grund getadelte Scene in der Iphigenia in Aulis, wo Clytemnestra im Lager ankömmt, mit weiblicher Sorgfalt zuerst die Hochzeitgeschenke vom Wagen herablangen läßt, zu behutsamer Behandlung empfielt, dann das Aussteigen Ihrer Tochter und Ihrer selbst sorgsam ordnet, und, indem Sie den vom Schaukeln des Wagens eingeschläferten

den kleinen Orestes herausheben läßt, mit mütterlicher Zärtlichkeit jemanden vor die muthigen Pferde hinzustehen befielt. Dahin rechne ich endlich auch die darauf folgende Scene, in welcher Iphigenia mit so kindlicher Einfalt und herzlicher Güte ihren Vater begrüßt, mit so viel humoristischem Frohsinn seine trübe Miene zu erheitern sucht, so manches voll der jugendlichsten Naivetät, betreffend den Krieg, uud die weitere Reise, und andere Dinge durch einander schimpft, und frägt und wünscht, daß jeder beßte Leser am meisten die Unmöglichkeit fühlen muß, die Sprache des Herzens und der Natur besser zu treffen. — Man vergleiche damit die Verse des französischen Dichters, welche in Herrn Steinbrüchels vortrefflicher Uebersetzung unten an stehen: welch einen unermeßlichen Abstand wird man nicht finden! Da hat das gute Kind nichts dringenderes, als über den nouvel éclat, worin sie ihren

ge-

geehrten und gefeierten Herrn Vater glänzen und schimmern sieht, ihre Freude und ihr Erstaunen zu bezeugen, und sich seelig zu preisen, daß sie das Glück habe, la fille d'un tel Pere zu seyn. Und da ihr Vater nicht mit der Sprache heraus will, und seufzt, so fällt sie als ein wahres Kind auf die Vermuthung, ob es etwa *sans son ordre* geschehen sei, daß Mamma und sie Mycene verlassen hätten.

Und das soll wol auch Natur heissen! Mag seyn, französische Natur. Mir gefällt die Natur des Griechen, der nicht en gentilhomme, sondern als Mensch fühlt, und — hätte ich doch bald gesagt, mit ächtem Schakspearischem Geiste dichtet. Allein ich hätte unrecht gesagt. Denn ich der ich den ganzen Schakespear wenigstens dreimal gelesen habe, und wenn ich zu leben habe, noch manchmal zu lesen hoffe, erinnere mich wenigstens keiner

Sce-

Scene dieser Gattung, um die ich jene vertauschen möchte, und — man mag es nun aufnehmen, wie man will, auch keines deutschen Trauerspieles, welches ich lieber verfertigt haben möchte als diese Scene.

Ein Uebergang, der mich den Freunden des deutschen Trauerspieles schlecht empfehlen dürfte! Allein ich kann mir nicht helfen. Auch hier sehe ich ein Dutzend Namen vor mir stehen, aus welchen ich abermal Lessing wähle: und ich hoffe, daß, wo nicht die meisten, doch die beßten Stimmen meine Wahl gutheissen werden.

Mit Einsicht angelegte Plane, interessante Situationen, fein gezeichnete Charaktere, einen lebhaften Dialog, und eine klassische Sprache, wird man in Lessings beßten Trauerspielen so sehr, und vielleicht noch mehr als in seinen

beß-

beßten Lustspielen bewundern: und nicht weniger den schnellen Wiz, die feine Weltkenntniß, und den scharfen Blick in die menschliche Seele. Allein dieses alles sind mehr Eigenschaften des Kunstrichters, des Weltmannes, des Verstand- und Geistvollen Kopfes, als des Dichtergenies. Ohne sie wird das Dichtergenie tausendfältig straucheln, und dennoch seinem Werke den Geschmack der innern vollströmenden Lebensquelle mittheilen, aus der es geflossen ist. Mit ihnen wird, wenn die Flamme des Genius nicht erwärmt — niemals? — nein, dies nicht, aber seltener straucheln: allein er wird auch seinem Geschöpfe den Geist nicht einhauchen, welchen er selbst nicht hat. Und diesen belebenden, erwärmenden Geist vermisse ich, wie überhaupt in allen Lessingischen Schriften, so auch in seinem Trauerspiel. Sein Nathan macht vielleicht noch am meisten Ausnahme. Dort glaube ich, mehr als irgendwo, etwas

von der sanften Gefühlswärme zu empfinden, welche vom Herzen kömmt, und zum Herzen geht. Sonst ist überall, was Wärme und Gluth scheinen könnte, nichts als Lebhaftigkeit, Stärke, Heftigkeit: es ist eine Flamme, welche leuchtet, aber nicht entzündet, zersplittert aber nicht brennt.

Verstand, Geschmack, Wiz, und Scharfsinn machten Lessing zum grossen Schriftsteller, meinethalben auch zum grossen Dichter, in denjenigen Dichtungsarten wenigstens, auf welche diese Geisteskräfte am meisten Einfluß haben. Ich halte ihn, so wie er ist, für unsern ersten Tragiker, und wenn ein Dichtergenie ohne Wärme seyn kann, auch für eines der ersten Dichtergenien. Er erregt meine Theilnehmung, reißt mich hin, entzückt mich aber erwärmt mich nicht. Wol sagt er mit Wahrheit von sich, daß er bei jedem Schritte

alle

alle Bemerkungen, die er jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht, richtig durchlaufe. In der That entdeckt man die Spuren von dem bedächtlichen Gang, den seine Muse genommen hat, oft allzudeutlich. Was ein anderer als Genie erfindet, vielleicht, ohne den Werth seines Fundes genug zu kennen, das findet Lessing als Psychologe, und weiß nur zu gut, was er gefunden hat. Daher verweilet er so gerne dabei, er künstelt so lange daran, bis das, was in seiner Anlage wahre Natur war, es lange nicht mehr ist. Ich habe oben etwas von dieser Art aus der Minna von Barnhelm erinnert; und auch in der Miß Sara Sampson findet man Beispiele. So hat es zum Exempel wol seine ungezweifelte Richtigkeit, daß einer gutartigen und gefühlvollen Tochter, die ihren Vater empfindlich gekränkt hat, die großmüthige Vergebung des zärtlichen Vaters näher ans Herz gehen,

und sie tiefer verwunden muß, als seine bitter sten Vorwürfe. Aber daß sie, zumal wenn es Liebe ist, was sie zu ihrem Fehltritt verleitet hat, diese Vergebung als wirkliches Uebel ansehen, und dem, der ihr die Nachricht davon bringt, so antworten könne. „Was sagst du? „Du bist ein Bote des Unglücks, des schreck„lichsten Unglücks unter allen, die mir meine „feindselige Einbildung jemals vorgestellt hat“ — wer kann das natürlich finden! Und daß diese Tochter den Brief, welcher diese Vergebung enthält, nicht lesen, ihn durchaus unentsiegelt zurücksenden will, und wenn sie durch ein Stratagem sich dazu bereden läßt, ihn zu öffnen, beim Anblick der Worte, einzige geliebteste Tochter, den ehrlichen Bedienten einen alten Betrüger schilt, und nicht weiter lesen will — wenn dies Natur ist, so gestehe ich, sie ganz nicht zu kennen.

Von solchen Mißgriffen, welche beweisen, daß Lessing, wenn ich so reden darf, mehr durch den Verstand, als durch die Empfindung fühlte, ist auch die Emilia Galotti, sein tragisches Meisterstück, und bis jetzo das Meisterstück der deutschen tragischen Schaubühne bei weitem nicht rein. Man erinnere sich jener merkwürdigen Scene zwischen der Gräfin Orsina und Odoardo Galotti, worin jene zu diesem sagt; auch Sie haben Verstand; und es kostet mich ein Wort — so haben Sie keinen. Und dieses Wort ist: daß Graf Appiani, sein Tochtermann, nicht nur verwundet, sondern todt sey. Todt? todt? ruft Odoardo, Ha Frau, das ist wider die Abrede. Sie wollen mich um den Verstand bringen: und Sie brechen mir das Herz. Wahrlich, wenn der Mann der fühlt, so witzeln, oder der so witzelt, fühlen kann, so kenne ich abermals die Natur der Empfindung nicht. — Daß

Emilia mit einer Allegorie im Munde stirbt, fand Herr Engel schon anstössig, und mit Recht. Odoardo ihr Vater durchsticht sie, und sagt: Gott was hab ich gethan? — Eine Rose gebrochen, antwortet Emilia, ehe der Sturm sie entblättert. Allein noch anstössiger finde ich die Rede des Odoardo, der dem Prinzen auf die Worte, grausamer Vater, was haben Sie gethan? Zur Antwort giebt: Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert. — War es nicht so meine Tochter? Ich weiß wol, daß diese Antwort bitterer Hohn gegen den Prinzen seyn soll. Allein es ist nicht bloß bittrer, es ist vielmehr kalter Hohn, was es in einer solchen Lage nimmermehr seyn sollte.

Und noch Eins. Marinelli, dessen Charakter Herr Engel sonst nicht ohne Grund so sehr bewundert — auch bei diesem hat sich

Herr

Herr Lessing irgendwo vergessen. Claudia, die Mutter der Emilia, die jenen im Verdacht des Meuchelmordes hat sagt, zu ihm: „Der „Name Marinelli war das lezte Wort des „sterbenden Grafen! — Verstehn Sie nun? — „ich verstand es erst auch nicht: obschon mit „einem Tone gesprochen — mit einem Tone! — „Ich höre ihn noch!“ Und diese Worte, mit einem Tone, wiederholt sie im Verfolge noch einige male. Marinelli hilft sich hier, als ein schlauer, gewandter, kalter Bösewicht, mit einer Wendung durch, welche bewundernswürdig ist. „Nun gnädige Frau! spricht er, ich „war von je her des Grafen Freund, sein ver„trautester Freund. Also wenn er mich noch „im Sterben nannte —.“ Ich finde diese Wendung vortrefflich, weil Marinelli hier blos zwischen dem Verstummen, und der schaamlosesten Verdrehung dieses schauervollen Wortes zu wählen hat, und weil ein kalter Bösewicht,

 wie

wie er, nur das Leztere wählen kann. Allein in einer spätern Scene mit dem alten Odoardo, will er von dem sterbenden Grafen selbst zu seinem Rächer bestellt worden seyn. — Sie? sagt Odoardo. — Fragen Sie nur, antwortet Marinelli, Ihre Gemahlin. „Marinelli, „der Name Marinelli, war das lezte Wort „des sterbenden Grafen; und in einem Tone, „in einem Tone! — daß er mir nie aus dem „Gehöre komme dieser schreckliche Ton, wenn „ich nicht alles anwende, daß seine Mörder „entdeckt, und bestraft werden!“ Ich frage: ist ein solcher eingefleischter Teufel wol möglich, der ein Wort, vor welchem wir für ihn zusammenschauern, nicht wenigstens gern vergesse, der es so gar mit dem kältesten Spotte wiederholen könne? — Ich weiß es wol, daß dieser Spott seine Hauptabsicht nicht ist: Denn der Bube will auf die Voraussetzung, daß er des ermordeten Grafen Freund, und

von

von ihm zu seinem Rächer bestellt sey, einen Plan bauen, der Emilien dem Prinzen in die Hände spielen soll. Allein dadurch ist der Dichter nicht gerechtfertiget. Denn wenn die Sache unwahrscheinlich ist, so bleibt sie es nicht minder, wenn sie auch gleich als Mittel zu einem Zwecke gebraucht wird.

Doch genug. Man wird aus dem Gesagten sehr leicht die Folge ziehen, daß ich wenig dazu geneigt bin, Lessing den Trauerspieldichter den griechischen Tragikern an die Seite zu setzen; und ich bin es überzeugt, daß der edle Mann selbst den Gecken herzlich verachtet haben würde, der es gewagt hätte, dieses zu thun.

In der römischen Litteratur ist hier eine Lücke. Denn ihre tragische Bühne, die einen Varius hatte, dessen Thyestes Quinctilian den

beßten Stücken der Griechen an die Seite sezte, nach einem Seneca schätzen zu wollen, der gegen Natur, Wahrheit, und Geschmack so oft und vielfach sündigt, dies würde wahre Ungerechtigkeit seyn. Selbst Lessing würde durch eine Vergleichung mit ihm mehr erniedriget, als geehret werden; wiewol er selbst ehmals in seiner theatralischen Bibliothek den verschreiten Dichter gegen seine Tadler in Schuz genommen hat — vielleicht zu eben der Zeit, in welcher er seinen Philotas schrieb. Indeß hat er diese Schuzschrift durch seine Dramaturgie, so wie den Philotas durch die Emilia Galotti vollkommen abgebüßt.

Eben so wenig wird man von mir erwarten, daß ich nach Lessing andere Kämpfer vorführe: wiewol ich den Artikel von Drama nicht verlassen kann, ohne eines von Göthe, Weisse, Romanus, von Gerstenberg,

En=

Engel, von Dalberg, Leisewiz, Schiller und Jfland, mit derjenigen Achtung zu erwähnen, welche ihren Talenten gebührt.

Wol mögen mehrere unserer dramatischen Dichter, an Feuer, und Genie und ächtem Dichtergeist Lessing übertreffen: sie mögen die Sprache der Natur oft besser treffen, die Sitten naiver, die Leidenschaften lebhafter und wahrer schildern: aber seinen erfindsamen Wiz, seinen reinen Geschmack, seinen trefflichen Dialog, seinen klassischen Ausdruck, werden die wenigsten, und seine Kenntnisse des Theaters, seine tiefe Einsicht in das Wesen der dramatischen Dichtkunst, und seine philosophische so wol als praktische Welt- und Menschenkenntniß kein einziger erreichen. Und ohne diese leztern Eigenschaften, gelingt wol hier und dort ein treffliches Gemählde, wird wol hier und dort eine meisterhafte Scene, oder eine interessante Situation, aber kein Schauspiel.

Ueberhaupt waltet über der deutschen, so wol komischen als tragischen Schaubühne seit je her ein ungütiges Schicksal. Auch Lessing hat hierüber in seiner Dramaturgie geklagt, und seine Klage ist noch nicht ganz veraltert. Wiewol er eigentlich vom Lustspiel redet, so paßt doch das, was er sagt, nicht minder auf das Trauerspiel, und ich denke, daß seine Worte hier nicht am unrechten Orte stehen werden.

„Das meiste, so schreibt er, was wir „Deutsche noch in der schönen Litteratur ha„haben, sind Versuche junger Leute. Ja das „Vorurtheil ist bei uns fast allgemein, daß „es nur jungen Leuten zukomme, in diesem „Felde zu arbeiten. Männer sagt man, ha„ben ernsthaftere Studia, oder wichtige Ge„schäfte, zu welchen sie die Kirche oder der „Staat auffordert. Verse und Komödien heis„sen

„sen Spielwerke; allenfalls nicht unnützliche „Vorübungen, mit welchen man sich höchstens „bis in sein fünf und zwanzigstes Jahr be„schäftigen darf. So bald wir uns dem „männlichen Alter nähern, sollen wir fein alle „unsere Kräfte einem nützlichen Amte widmen; „und läßt uns dieses Amt einige Zeit, etwas „zu schreiben, so soll man ja nichts anders „schreiben, als was mit der Gravität, und „dem bürgerlichen Range desselben bestehen „kann; ein hübsches Kompendium aus den hö„hern Fakultäten, eine gute Chronike von der „lieben Vaterstadt, eine erbauliche Predigt, „und dergleichen.

„Daher kömmt es denn auch, daß unsere „schöne Litteratur, ich will nicht blos sagen, „gegen die schöne Litteratur der Alten, sondern „so gar fast gegen aller neuern polirten Völ„ker ihre, ein so jugendliches, ja kindisches An-

„sehen

„sehen hat, und noch lange, lange haben wird.
„An Blut und Leben, an Farbe und Feuer
„fehlt es ihr endlich nicht: aber Kräfte und
„Nerven, Mark und Knochen mangeln ihr
„noch sehr. Sie hat noch so wenig Werke,
„die ein Mann der im Denken geübt ist, gern
„zur Hand nimmt, wenn er zu seiner Erho-
„lung und Stärkung, einmal ausser dem ein-
„förmigen eckeln Zirkel seiner alltäglichen Be-
„schäftigungen denken will! Welche Nahrung
„kann so ein Mann wol z. E. in unsern höchst
„trivialen Komödien finden? Wortspiele,
„Sprüchwörter, Späßchen, wie man sie alle
„Tage auf den Gassen hört. Solches Zeug
„macht zwar das Parterr zu lachen, das sich
„vergnügt, so gut es kann; wer aber von ihm
„mehr als den Bauch erschüttern will, wer
„zugleich mit seinem Verstande lachen will,
„der ist einmal da gewesen, und kömmt nicht
„wieder.

„Wer

„Wer nichts hat, der kann nichts geben.
„Ein junger Mensch, der erst selbst in die
„Welt tritt, kann unmöglich die Welt kennen,
„und sie schildern. Das größte komische Genie
„zeigt sich in seinen jugendlichen Versuchen
„hohl und leer; selbst von den ersten Stücken
„des Menanders sagt Plutarch, daß sie mit
„seinen spätern und leztern Stücken gar nicht
„zu vergleichen gewesen."

So schrieb Lessing vor zwanzig Jahren: und freilich hatte damals unsere Schaubühne, welche sich ganz nach fremden, meistens französischen Mustern bildete, kaum noch ein deutsches Originalschauspiel aufzuweisen, ausser den seinigen. Freilich haben wir seither von ihm selbst einen Nathan, und eine Emilia Galotti, haben wir einen Göz von Berlichingen, und einen Julius von Tarent, vielleicht auch zwei bis drei Lustspiele erhalten, welche die

deut-

deutsche Bühne, wegen der anhaltenden Unfruchtbarkeit, in welcher sie noch immer darben muß, so gut sie es thun mögen, trösten. Allein dadurch sind wir dem Ziele, an welchem uns andere kultivirte Nationen erwarten, wahrlich doch sehr wenig näher gerückt, und werden es, nach aller Wahrscheinlichkeit, auch in den nächstfolgenden zwanzig Jahren noch nicht erreichen.

Was Lessing damals klagte, das ist leider auch jetzo noch so zimlich der Fall. Größtentheils sind es junge Schriftsteller, welche sich in dieser Gattung versuchen. Wenn es ihnen auch an Talenten nicht fehlt, so haben sie doch selten genug erworbene Kenntnisse, selten genug Philosophie: denn wer diese hat, der sucht bei Zeiten eine einträglichere Beschäftigung, als die eines schönen Geistes in Deutschland ist, und wird sie auch wol erhalten.

ten. Selbst der junge Dichter, der durch seine Versuche Aufmerksamkeit erregt hat, wird sie gerne benutzen, um dadurch sein Glück zu machen, und, wenn er es gemacht hat, so wird nicht selten seine Muse verstummen. Und desto besser manchmal für ihn. Denn der Doktor juris, und der Archivar, und der Professor der hohen Schule, sind für den Dichter, und ich möchte wol sagen, für den klassischen Schriftsteller so gut als verdorben.

Allein nicht blos die Jugend unserer dramatischen Dichter, nicht blos die ökonomische Lage des deutschen schönen Geistes, auch ihre übrigen Verhältnisse sind an der Unvollkommenheit unsrer Schaubühne Schuld. Wir haben keine Kapitale, nach welcher sich Wiz und Geist von allen Seiten hindrängen, und wo vorzügliches Genie Unterstützung und Ausbildung zu finden, sicher hoffen darf. Nur dem

Britten macht eine einzige Auflage eines Meisterstückes sein Glück. Nur dem französischen Belletristen verschaffen Wiz und Talente sorgenfreie Nahrung, und offnen Zutritt in die beßte Gesellschaft. In Deutschland versteht man es besser, wie man es mit dem Gelehrten zu halten hat. Da ist zwischen der feinen Welt und ihm, wenn er anderst nicht ein Edelmann ist, eine Scheidewand aufgestellt, welche nur selten eine Spalte hat, durch die sie umschlichen werden kann. Und Er? — Wahrlich er ist der Demüthigung meistens so würdig, weil er sie sich so gerne gefallen läßt. *) Warum hält er es für eine so grosse Seligkeit, sich dieser Athmosphäre nähern zu dürfen!

Wa-

*) Mit Vergnügen habe ich, nachdem diese Stelle bereits geschrieben war, nachfolgendes Gedichtchen von Herrn Bürger in der Göttingischen Blumenlese auf 1788, gelesen:

Mit-

Warum verschwendet er seinen Weyhrauch an Fürsten, die keine Nase haben! Warum wagt er es so selten, den Mann von Ansehen und Einfluß mit Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe zu beurtheilen! Warum fährt er, der mit Männern von Talenten und Verdiensten so dreiste sprechen darf, so säuberlich mit dem hochadelichen Schriftsteller! Und warum buhlt er um eine Gunst, die ihm oft weder kalt noch warm geben kann! „Mein Freund, so „schreibt irgendwo einer unsrer gelesensten „Schriftsteller, mein Freund, wenn es anderst „mir

---

Mittel gegen den Hochmuth der Grossen.

Viel Klagen hört' ich oft erheben,
Vom Hochmuth, den der Grosse übt.
Der Grossen Hochmuth wird sich geben,
Wenn unsre Kriecherei sich giebt.

„mir als einem Bürgerlichen vergönnt ist, „einen Edelmann meinen Freund zu nennen.“ — Nun freilich! Am Ende ist es ja wol billig, daß ein jeder nicht höher sitze, als er sich selbst sezt.

Und wo sollte denn wol der deutsche Schauspieldichter den Stoff her nehmen, um uns originale Schauspiele zu liefern? Woher die mannchfaltigen Schattirungen in Sitten Leidenschaften, und Charaktern? Woher den guten Ton der feinen Welt, und die Sprache des Umgangs? Doch nicht aus der Bücherpsychologie, nicht aus der Ideenwelt, in die sich zuweilen unsere Dichter verstiegen haben, um Wesen herabzuführen, welche nur die Bühne gesehen hat, auch nicht aus den Schauspielen, der Franzosen und Engländer. Denn diese sind wol ein Wezstein, an welchem das Genie sich schleifen, aber nicht die Fundgrube,

aus

aus der es seine Schätze holen soll. Im Gewühle der Menschen, und im Umgange der feinen Welt, wenn auch nicht immer mit der vornehmern, da sollte der dramatische Dichter seine Schule vorzüglich suchen. Allein die leztere findet nicht jeder in seinem Städtchen, und andern, die sie in der Nähe haben, ist, wie gesagt, die Thüre verschlosseu. Daher in den Schriften der meisten unsrer jüngern Dichter, jener Ton, den man kennt, nnd der gegen den Ton eines Hagedorn, Wielands und Götzen. so lustig absticht: Daher ohne Zweifel auch die so sehr geringe Anzahl klassischer Prosaisten, welche Deutschland bis jetzo noch aufzuweisen hat. So lange von dieser Seite nicht Rath wird, so lange verzweifle ich an dem Aufkommen der deutschen Schaubühne, und hoffe selbst von den kräftigsten Unterstützungen und Aufmunterungen wenig oder nichts. Hat doch erst neulich die churfürstliche Gesell-

schaft an unsre dramatischen Köpfe eine Aufforderung unter solchen Verheissungen ergehen lassen, von denen sich etwas erwarten ließ, ohne daß es ihr geglückt wäre, ihren patriotischen Eifer von einem seiner würdigen Erfolge gekrönt zu sehen.

Lyrische Poesie.

I. Ode.

Unter den Bekannten neun lyrischen Dichtern Griechenlands, hatte Pindar nach dem Urtheile Quinctilians, in Absicht auf die hohe Begeisterung und den vollen Strom seines Gesanges weit vor allen übrigen den Vorzug. Desto leichter können wir uns wegen dem Verlust der übrigen, von welchen die Zeit nur einige Bruchstücke geschont hat, trösten, da wenigstens Pindar und Anacreon, der erhabenste, und der lieblichste aller Lyriker, wiewol auch diese nicht ganz, für uns gerettet sind.

sind. Diese beiden können sich kühnlich allein vor den Riß stellen, um, jener den Ruhm der griechischen Ode, dieser des Liedes zu verfechten, in wie fern sie nehmlich den Kampf des Genies auszufechten haben, woran sie unübertrefflich sind, und nicht den Kampf der Manchfaltigkeit, in welchem natürlicher Weise zween Dichter für neune kaum stehen können.

Zwar auch Pindar wußte seine Leyer auf mehr als Einen Ton zu stimmen; und Horaz findet ihn immer des Delischen Lorbeers würdig,

Seu per audaces nova dithyrambos
Verba devolvit, numerisque fertur
Lege solutis:

Seu Deos regesque canit, Deorum
Sanguinem, per quos cecidere justa
Morte centauri: cecidit tremendæ
Flamma Chimæræ,

Sive, quos Elea domum reducit
Palma cœlestes: pugilemve equumve
Dicit, & centum potiore signis
Munere donat:

Flebili sponsæ juvenemve raptum
Plorat: & vires animumque, mores-
que aureos deducit in astra, nigro-
que inuidet Orco.

Schade, daß uns das Schiksal einen so wichtigen Theil von den Meisterstücken dieses grossen Dichters entzogen, und nur diejenigen verschont hat, welche für unser Zeitalter gerade am wenigsten genießbar sind, und zu einer Vergleichuung mit den Odendichtern der Neuern am schlechtesten taugen.

Ich nehme einen Leser von Dichtergefühl und Geschmack, aber ohne die vorbereitenden Kenntnisse an, ohne welche Pindar nicht gelesen werden sollte, und gebe ihm die wenigen Oden,

welche Herr Steinbrüchel übersezt hat, in die Hand. Der Eindruck, den diese Lektur auf einen solchen Leser machen muß, wird ohne Zweifel dieser seyn. Er wird über den hohen lyrischen Geist, der in jeder Zeile wehet, und dem ind ieser Uebersetzung die Adlersflügel nicht gelähmt sind, erstaunen, und umsonst sich nach dem Lyriker umsehen, dessen Flug diese Höhe erreiche. Allein, wenn er nun nach seinem ersten Erstaunen sich selbst frägt, woher, und wofür diese taumelvolle Begeisterung? so wird die Antwort; über einen Sieg im Wagenrennen, ihm vielleicht ein Mißverhältniß zwischen Ursache und Wirkung zu entdecken scheinen, worüber er leicht an dem Dichter irre werden könnte. Und noch stutziger wird er werden, wenn er nun mit kühlerm Blicke das Lob des Siegers sucht, und von ihm wenig, aber desto mehr von manchen so wol mythologischen, als historischen Personen und Ge-

schlechtern, Thaten und Sagen findet, welche mit jenem, wie es ihm scheinen muß, so locker zusammenhängen, und deren weitläufige Erwähnung den Ideengang des Dichters so überschattet, daß es unmöglich wird, ohne einen Führer, sich durch den Labyrinth seines Gesanges hindurchzuwinden. Und doch sind diese Oden noch lange nicht die verschlungensten. Man findet solche, bei denen ein solcher Leser sich fragen könnte, ob er selbst seine Besinnungskraft, oder der Dichter den Verstand verloren habe.

Alle diese Zweifel werden von selbst verschwinden, so bald man von der Bestimmung dieser Siegesgesänge, und von den Begriffen, welche die Griechen von dem hohen Werthe dieser Spiele und von der Glückseligkeit des Siegers, sich zu machen pflegten, ein wenig näher unterrichtet seyn wird. Sie, welche

aus

aus der Gymnastik überhaupt so viel machten, und bei einer von der heutigen so verschiedenen Taktik, diese Spiele als eine Pflanzschule der Helden ansehen mußten, kannten in der That keine höhere Seligkeit, als die des Olympischen Siegers. Ihm wurden Statuen errichtet; nach seinem Nahmen bestimmte man die Epoquen der Zeitrechnung, und sein Ruhm warf nicht nur auf seine Familie, sondern auch auf seine Vaterstadt, einen ganz besondern Glanz. Bei seiner Rükkehr zogen ihm die frohen Schaaren seiner Mitbürger entgegen, und führten ihn im stolzen Gepränge, mit flammenden Fackeln durch eine Oeffnung der zu diesem Ende eingerissenen Stadtmauer. Die nächsten Folgen der öffentlichen Theilnehmung und Freude waren kostbare Banquete für den Sieger, seine Verwandten und Freunde; die entferntern, mancherlei Vorrechte, Lossagung von allen bürgerlichen Beschwerden, und

Lebenslanger Unterhalt des Helden auf Kosten des Staates. — Ein Sieg in den Olympischen Spielen, sagt Cicero, ward beinahe höher geachtet, als in Rom ein Triumph.

Hieraus wird fürs Erste begreiflich, wie ein solcher Gegenstand, nach dem Maaßstabe des griechischen Nationalgeistes geschätzt, den Dichter zum Gesang entflammen, und seinen Enthusiasmus zu dem höchsten Punkt emportreiben konnte, den sein Geist zu erreichen fähig war. Aber eben so leicht begreift man auch, daß der Gegenstand selbst, oder das Materielle des Sieges seiner Flamme nicht hinlängliche Nahrung geben konnte, und daß diese entweder auflodern und verrauchen, oder einen nahe gelegenen Stoff ergreifen mußte. Und der nächste waren ohne Zweifel die übrigen Verdienste des Siegers, die Thaten und Schicksale seiner Voreltern, auch das Lob seiner

ner Vaterstadt, welche nicht weniger den Ruhm des Preises sich zueignete, und ihrer Stifter. Alles dieses, was man im Pindar gewöhnlich Digressionen nennt, waren es in der That nicht. Der Held erwartete nicht eine Beschreibung des Wagenrennens, sondern seine Apotheose, und das Vaterland des Helden eben so viel Theil an derselben, als die Nationalidee ihm an der Ehre des Sieges gab. Aber auch wirkliche Digressionen mußten dann zumal entstehen, wenn die Unfruchtbarkeit dieses Stoffes sie nothwendig machte, oder wenn der Dichter auf einen und ebendenselben Helden die zweite, dritte, vierte Hymne verfertigte, wie dieß beim Pindar in Ansehung des Königes Hieron der Fall war. Dann erst sind diese Digressionen zu tadeln, wenn ihre Verbindung erzwungen ist, wie die Geschichte des Aesculap in der dritten pythischen Ode, oder wenn sie, wie in der vierten die Be-

schrei-

schreibung vom Zuge der Argonauten, eine ganz unverhältnißmäsige Länge haben.

Man lese die pindarischen Oden mit diesem Gesichtspunkt, so werden die meisten wider ihn aufgebrachten Einwürfe sich von selbst beantworten, so wird die vermeinte Unordnung sich in Harmonie, die regellose Verwirrung sich in Kunst verwandeln, und seine meisten Plane werden gerettet seyn. Freilich ist der Klang seiner Pfeile, wie er selbst sagt, nur dem verständigen hörbar, und die πτυχαι ὑμνων entwirren sich nur einem solchen Leser, der mit poetischem Geiste liest, und dem man nicht erst Brücken bauen muß, um ihn über die lyrischen Klüften wegzubringen.

Allem Anschein nach sollte man in dem Lobgesang auf einen Sieg im Wagenrennen, oder im Faustkampfe einen ganz einfachen kunst-

kunstlosen Plan erwarten: und wer eigentlich bei diesem Stoffe bleibt, der wird in der That wenig Gelegenheit finden, seine Kunst in der Anordnung des Ganzen, und Verbindung seiner Theile zu zeigen. Seinem Geschmacke bleibt die Wahl, seinem Genie die Bearbeitung, und seiner Dichtungskraft allenfalls die Erfindung der Digressionen offen; aber seine Bahn ist ihm vorgezeichnet, und führt ohne Krümmung zum Ziele. Dadurch, daß Pindar diese dürftige Topik gewöhnlich verläßt, gewinnt er auch den Vortheil, in Absicht auf Plan und Verbindung sich als einen der größten Meister zeigen zu können. Dadurch wird sein Gesang oft gerade da, wo der von manchen zur Aufklärung nöthigen historischen Datis ununterrichtete Leser nichts als Unordnung und Verwirrung sieht, zu einem kunstvollen Geflechte mancher ungleichartigen Theile, deren meisterhafte Fügung den Kenner

mit Bewunderung erfüllt. Ich nehme zum Beispiel die erste pythische Ode, welche ohne Zweifel eine der schönsten ist. Wie kömmt da, wird mancher denken, der Dichter zur Erwähnung des Typhöus, und zu der Beschreibung des feuerspeienden Aethna? Diese Frage wird sich derjenige leicht beantworten, welcher weiß, daß ungefähr um diese Zeit ein Ausbruch dieses Berges sich ereignete, und zwar in eben dem Jahre, in welchem Hieron eine Kolonie nach der am Fusse dieses Berges liegenden Stadt Katana hingeführt hatte, und daß diese Pflanzstadt, welcher er den Nahmen Aethna gab, und ihr seinen Sohn Dinomenes zum Statthalter vorsezte, ihm so werth war, daß er nach dem Siege sich nicht als den Syrakuser, sondern als den Aethnäer ausrufen ließ. Diese Bemerkung wird den Dichter gegen den Vorwurf eines unordentlich angelegten Planes hinlänglich rechtfertigen. Doch diese Recht-

fer-

fertigung ist nicht alles. Mit Entzücken wird ein verständiger Leser die feine Kunst bemerken, mit welcher Pindar diese schöne Episode an beide Ende geknüpft hat. Nach einem herrlichen Lobe, der goldnen Cithar des Phöbus, und ihrer Zaubermacht über alle gute Wesen erscheint Typhöus als ein Feind Jupiters, und ein Hässer des holden Gesanges. Die durch ihn bewirkten fürchterliche Ausbrüche des Aethna werden beschrieben. Dann fleht der Dichter den Zeus um Gnade für die am Fusse des Berges liegende neue Pflanzstadt. Wie schön und ungezwungen ist nicht dadurch der Uebergang auf diese Pflegetochter Hierons gebahnt, welche nach der Absicht des Siegers der Ruhm des erkämpften Preises vornehmlich schmücken sollte!

Diese leichten Uebergänge, und diese schön angelegten Plane sind nun freilich nicht so

gleich

gleich jedem Auge bemerkbar, und dürfen es nicht seyn: sonst wäre Pindar nicht der grosse lyrische Dichter, wäre nicht der vom Berge herabstürzende Strom, den, wie Horaz so trefflich sagt, imbres supra notas aluere ripas. Mögen doch seine schwellenden Fluthen beide Ufer überströmen! Nur der Unkundige wird darum wähnen, daß er keine Ufer habe: aber der Erfahrne erkennt sicher an dem Zuge des Stromes sein Beet.

Diese anscheinende Unordnung, welche bei näherer Prüfung als die schönste Ordnung erscheint, ist im Grunde nichts anders, als eine Wirkung des hohen lyrischen Enthusiasmus, und des taumelvollen Entzückens, welches die trunkene Seele des Dichters beherrscht, und welche den Hauptcharakter der pindarischen Ode ausmacht. Nie wird man den Unterschied zwischen wahrer, reiner, und künstlich aufgefachter Begeisterung deutlicher einsehen

hen, und lebendiger fühlen, als wenn man Pindar mit so manchem Thyrsusträger neuerer Zeiten vergleicht. Wie sehr wird nicht oft das sympathetische Gefühl des Lesers durch die auf die Folter gespannte Ohnmacht des Dichters gemartert! Welche Anstrengung, welche Wuth, nnd welch ein Jammer um nichts, und wieder nichts. Ein paar gemeine Gedanken in Bombast gehüllt, ein paar Bilder, wie sie die Phantasie eines Verrückten ausbrütet, und denen man die Geburtswehen noch ansieht, ein paar Tropen, welche wahre Sprachunkunde erzeugt, und das kühlste Raffinement gebohren hat, dieß ists, was den Dichter so ausser Athem sezt, und er will, daß ich mit ihm rase. Man will mich bereden, daß ich das Rauschen der mächtigen Adlersschwingen höre, und ich höre nichts, als einen Vogel, der aus seinem Moore mit lautem Geschrei auffliegt.

Pindars Begeisterung kündigt sich nicht anderst, als wie eine Gottheit durch den Glanz ihrer Stralen, und durch ihre gegenwärtige Wirkung an. Er fordert nichts von uns, verheißt auch nichts, sondern giebt, was er zu geben hat. In jedem seiner Worte wehet der lebendige Geist der Dichtung, und jedes seiner Bilder und Metaphern glühet von der Wärme der schnellen und glücklichen Erfindung. Sie sind oft bis zur Verwegenheit kühn, aber desto angenehmer ist das Erstaunen, über den Muth und die Kraft des Mannes, der so beherzt als glücklich über die Gefahr wegspringt. Welch ein Magazin voll erhabener, neuer, gewagter Bilder, Vergleichungen und Ausdrücke, deren jeder mit dem Zeichen des Erfinders gestempelt ist, und woraus der Nachahmer kaum etwas entwenden mag, ohne daß der hervorstechende Lappen ihn des Diebstals zeihe! Er spricht von sturmfüssigen Wagen und von

müde-

müdelosfüssigem Donner. Er nennt den Tag, den Sohn der Sonne, den Aethna, die Stirne Siciliens. Er läßt den Ruhm der Lanze emporblühen, den Ruhm der Füsse sich entblättern. Aber nie ist er reicher und manchfaltiger in Vergleichungen, als, wenn er von seinem Gesange spricht. Da flattert sein Lied, gleich einer Biene, bald auf diese, bald auf jene Blume des Lobes: es regnet Honig auf die Stadt, welche er preist, herab. Bald ist es ein Pfeil, uud bald eine eherne Lanze, welche zum Ziele fliegt, und bald ein stralender Pallast. Sein Gesang fährt auf dem Wagen des Siegers daher; und irgendwo besteigt er diesen Wagen selbst, und gebietet den Thoren des Liedes sich vor ihm zu öffnen.

Eben der hohe Geist der männlichen Einfalt, welcher den Alten, voraus den Griechen,

eigen ist, weicht von Pindar auch im heftigsten Taumel der Begeisterung nicht. Alles an ihm ist Kraft und Stärke, Mark und Sehne: aber jede Aeusserung seiner Kraft ist nach dem Bedürfniß des Zweckes genau abgemessen. Seine Reichthümer sind unerschöpflich, und doch haßt er jeden unnützen Aufwand. Wie einfach sind seine Gemählde, wie kurz und zweckmäsig seine Beschreibungen! Mit wenigen starken Zügen weiß er unsere Seele ganz zu füllen. Nichts ist schöner, und doch einfacher, als seine Beschreibung der elysäischen Gefilde und der Inseln der Seligen. Hier glühen Blumen von Golde auf Wiesen und glänzenden Bäumen, und am Rande riselnder Bäche: und aus ihnen flechten die glücklichen Bewohner Kränze, und schlingen sie um ihre Arme und Locken — dort leuchtet den Frommen Tage und Nächte die Sonne. Ihr Arm durchwühlt nicht mehr die Erde, noch

die

die Wogen der See. Mit den Freunden der Götter leben sie eine thränenfreie Ewigkeit hin.

Ein eigener Zug in dem Charakter Pindars ist seine Religiosität, die seinem Liede oft einen so feierlichen Ton giebt: und nicht minder bemerkenswerth ist die Moral seiner Poesie, durch die er so oft zum Herold der Tugend wird, und die ihm auf den Nahmen eines Weisen in eigentlicherem Sinne Anspruch giebt, als er ihn zuweilen vom Dichter gebraucht. — Ich habe mich lange bei ihm verweilet, und doch vielleicht wenig gesagt, aber immer genug, wie ich denke, um zu zeigen, daß Einsicht und Genie, Glück und Kühnheit, Kunst und Einfalt, Taumel und Scharfblick bei ihm im höchsten Grade sich beisammen finden. Wem eine einzige dieser Eigenschaften fehlt, der wage es, Pindar nachzufliegen,

wenn ihm vor dem vitreo daturus nomina ponto des Horaz nicht grauet.

Von den römischen Odendichtern haben wir den einzigen Horaz: und auch in ihm sind wir für den Verlust der übrigen vollkommen entschädiget. Denn nach dem Quinctilian, war ausser ihm unter den lateinischen Lyrikern kaum Einer, welcher gelesen zu werden verdiente.

Desto mehr verdient Er, gelesen zu werden. Denn unter allen Dichtern aller Zeiten, sind wenige so tadellos, und kaum Einer so manchfaltig, als Er. Alle Grade des lyrischen Gesanges hat seine Muse durchwandert, und in allen ist sie bewundernswerth. Vom kühnsten lyrischen Schwung der hohen Ode, bis zur gefälligen Anmuth und Leichtigkeit des sanften, fröhlichen, schalkhaften, naiven Liedes,

klei-

kleidet ihn jede Rolle, gelingt ihm jeder Ton gleich gut. Wenn er zu den Wolken aufsteigt, so staunt unser Aug seinem kühne Fluge nach; und wenn die trunkene Wuth ihn durch Wälder und auf Klippen jagt, so folgt ihm unser Geist nicht ohne Schauer nach, und wir sehen schwindelnd im tiefen Thale den Lauf des Hebrus, und den wilden Tanz der Thracier. Wie schwellt nicht hoher Unmuth unsere Brust, wenn er mit Ernst und edlem Zorn das Sittenverderbniß seiner Zeiten straft, und wie schmelzt nicht unsre Seele vor Wehmuth bei den weichen Tönen seines empfindungsvollen Liedes! In seinen Tändeleien athmet die Grazie, und der lose Scherz umflattert sein Saitenspiel. Unter jedem seiner Tritte sprossen Blumen hervor, wenn er uns über die kahlen Gefilde der Philosophie führt, und uns Zufriedenheit mit unserm Loose, ächte Schätzung der Güter, und weisen Genuß des Lebens lehrt. Horaz

 könn-

könnte von seinem Vermögen ein halbes Dutzend Dichter so ausstatten, daß er jedem sein Glück machte, und ihm bliebe noch genug übrig, um der größten einer zu seyn.

Man will an ihm bemerkt haben, daß er weder in der Ode die Kühnheit eines Pindar, und das Feuer einer Sappho, noch im Liede die Süssigkeit eines Anakreon erreiche. Und die Bemerkung kann wahr seyn, ohne daß sie an und für sich den Horaz unter jene Dichter herabsezt. Denn der Unterschied zwischen jenen und ihm liegt nicht so wol in dem Grade, als in der Art. Wenn er nicht nach Pindars Ziele flog, so kann es ihm auch nimmer zum Vorwurfe gereichen, daß er unter jenem zurückblieb. Wenn seine Empfindung mehr schneidend und lebhaft, als verzehrend und tief ist, wer kann von ihm die markdurchwühlende Gluth einer Sappho verlangen; und wer die

Süs-

Süssigkeit eines Anakreons, wenn Anmuth, Leichtigkeit, Naivetät und Feinheit sein gefälliges Lied schmücken?

Allerdings ist Horaz nicht Pindar. Seine Begeisterung ist weniger stürmisch, aber nicht minder wahr und rein. Der Strom seiner Empfindung tritt selten über die Ufer. Er ist nicht von Regengüssen geschwellt, hat nicht jenen tosenden, donnernden Fall, der das Ohr bis zur Betäubung füllt, und weit umher alles erschüttert: aber sein Lauf ist nicht weniger schnell, und sein Geräusch verkündigt mehr einen tiefen als steinigten Grund. Wer in den schönen Oden, Bacchum in remotis, und quo me Bacche rapis, und descende cœlo, sich nicht von Schauer und Entzücken ergriffen fühlt, es nicht fühlt, daß in der schönsten Ode Pindars, der hohe lyrische Geist nicht wahrer, lebendiger, wärmer, wenn auch stürmender, we-

het, der kann unmöglich in einem von beiden etwas fühlen.

Wenn Pindar in Absicht auf die Kunst seiner Plane oft Bewunderung verdienet, so verdient sie Horaz noch mehr und öfter. Wer weiß sich so durch versteckte Gänge in die Seele einzuschleichen, und des unverwahrten Herzens sich so plözlich zu bemächtigen; wer versteht sich besser darauf, durch einr feine Wendung sein Lob zn würzen, und wer überrascht die Empfindung leichter und angenehmer durch eine ganz unerwartete Katastrophe! Ich brauche meine Leser nur an die zwölfte Ode des ersten Buches, an seine Oden auf den Quinctilius, und an Galateen, und an sein so oft nachgeahmtes, und nie erreichtes donec gratus eram tibi, zu erinnern.

Was eines der größten Verdienste Horazens ist, und ihn über alle Lyriker erhebt, eben

eben dasselbe kann leicht zu einem schiefen Urtheile von seinem Genie mißleiten, ich meine seine ganz tadellose Korrektheit. Alles scheint bei ihm so gedacht, als empfunden. Jedes Bild ist gemessen, jeder Gedanke geprüft, jeder Ausdruck gewogen, jeder Laut nach dem Urtheile des stolzesten Ohres gerichtet. Er ist reich, ohne jemals verschwenderisch, erhaben ohne schwülstig, geschmückt ohne gekünstelt' fein ohne gesucht, korrekt ohne ängstlich, natürlich ohne nachlässig, gedrängt ohne dunkel, und naiv ohne platt zu werden. Das Glück der Kühnheit, welches Quinctilian an ihm rühmt, ist nicht das blinde Glück eines Waghalses, der wenn ihm sein Streich auch gelungen ist, uns ungewiß läßt, ob wir ihn mehr tadeln als bewundern sollen. Es ist die ruhige Zuversicht eines Mannes, der seine Kräfte gemessen hat, und seines Erfolges gewiß ist. Alles dieses hat man oft Kunst zu nennen beliebt,

liebt, und uns wol zuweilen versichern wol=ler, daß Horaz mehr Kunst als Genie besitze: vermuthlich weil man einen ausserordentlichen Grad von Genie mit einem eben so hohen Grad von Kunst incompatibel glaubte. Wenn man ein durch Kultur verfeinertes Gefühl und einen durch Philosophie gereinigten und befestigten Geschmack Kunst nennen will, so habe ich dagegen nichts einzuwenden, aber warum die höchste Kuust in diesem Verstande, neben dem höchsten Genie nicht sollte bestehen können, das sehe ich nicht ein. Etwas anders ist Kunst, welche dem Genie nachhelfen will, und ihm wächserne Schwingen schafft, oder den Zügel in der Hand, ihm zur Seite geht, und die ihm noch nicht genug bekannte Bahn bedächtlich untersuchet; ein anders Kunst, welche zur Fertigkeit erhoben, dem Genie in seinem Fluge mit der Schnelligkeit des Blizes vorleuchtet. Von jener finde ich beim Horaz keine

Spur.

Spur. Durch diese ist er der tadelloseste aller Dichter, so wie er durch sein Genie einer der größten ist.

Die deutsche Poesie ist in dem lyrischen Fache vorzüglich reich. Sie hat mehrere vortreffliche Odendichter aufzuweisen, und überdieß noch eine Karschin, welche die Galanterie zuweilen einer Sappho an die Seite gesezt hat, während daß eine gerechte Schätzung sich begnügt, die in der That glänzenden Talente der edeln Frau zu bewundern. Aber vor allen nennt Deutschland seinen Klopstock, Ramler, und Uz.

Wenn ich von Klopstocks lyrischen Charakter mir einen Begriff machen will, so hebe ich einige seiner frühern Oden aus, und zwar erstlich die Folge von acht Oden unter der Aufschrift Wingolf, dann die an Giseke, an

Ebert, Bardale, an Fanny, an Bodmer, der Zürchersee, Friedrich der fünfte, Friedensburg, die beiden Musen, an Gleim, und der Rheinwein.

Diese Oden sind alle des Sängers eines Messias, und eines der größten Dichter würdig. Klopstocks Muse geht auch hier ihren eigenen nie betrettenen Pfad. Würde und Hoheit zeichnen sie vor allen ihren Gespielinnen aus, uud kündigen sie uns als der Unsterblichen eine an. Sie spricht mit uns in der Sprache der Götter, aber darum ist sie auch nur wenigen vernehmlich, und selbst für diejenigen, welche sie verstehen, oft ermüdend. Grosse, erhabene Gedanken, edle Gefühle, hohe Phantasie, starke Züge, kühner lyrischer Ausdruck, fruchtbare vielumfassende Bilder, und tiefe, innige Empfindung blitzen in ihren Gesängen allenthalben durch, und lassen uns eine

der

der edelsten, fühlendsten Seelen ahnden, welche die Gottheit jemals schuf. Aber alles dieses ist von feierlicher Dämmerung umschattet, welche dann erst uns sehen läßt, was sie alles enthält, wenn wir in der Seele des Dichters oft und viel gelesen haben. Auch in der Ode verliert sich Klopstock zu oft aus dieser sublunarischen Welt. Seine Empfindung und sein Gedanke schwebt in seiner geistigen Natur mit dem leisesten Wehen bei uns vorüber, und wenn er ihm eine Hülle giebt, so ist auch diese zu oft von dem subtilsten Stoffe

aus einer Morgenröthe
Schuf er ihm einen Aetherischen Leib.
Ein Himmel voll Wolken
Floß um ihn, da er ward.

Klopstocks Begeisterung ist mehr ein Taumel der Empfindung, als des Beschauens, und um so viel weniger brausend und stürmend, je

wahrer und reiner seine Empfindung ist. Seine Oden haben alle ein ernsthaftes Kolorit, und nicht wenige einen Anstrich von leisem melancholischem Trübsinn, der die verzehrende Gluth in sich verbirgt, und weder in Rauch noch Flammen aufschlägt. Daher ist er mehr voll, und gedrängt, reichhaltig, und tief, als überfliesend und rauschend. Der Strom seines Gesanges wälzt seine Fluthen nicht mit der gesezlosen Wuth eines Pindar, noch eilet er mit der reissenden Schnelligkeit eines Horaz fort. Auch kennt er weder den labyrinthischen Gang des einen, noch die geschmeidige Kunst, und die schlaue Gewandheit des andern. Er fließt in seinem tief ausgehöhlten Beete geraden Laufes von der vollströmenden Quelle ins Meer.

Brausender und schäumender ist er in seinen spätern Oden freilich: aber, ob aus wahrer

rer Begeisterung? daran zweifle ich sehr. Vielmehr finde ich hier weit weniger Natur, weniger wahre reine Empfindung, mehr aufgefachten Enthusiasmus, mehr bald gespannte, bald gehemmte Gefühle, und mehr Künstelei in Gedanken, Bildern, Ausdruck und Mechanismus des Tonmaases. Schon die Wahl der Gegenstände an sich muß nicht selten befremden. Man wundert sich nicht ohne Grund, was für Stoff zu lyrischer Begeisterung der Eislauf, und noch mehr die Sponda, und die Himmelszeichen liefern können. Der Löwe, dessen Herz sich heisser ergießt, der Schütze, der mit dem Pfeil zielet und blizt, der Adler, der königlich und mit flammendem Blicke schwebt, und den Gefährten um sich Gehorsam gebeut, lassen uns alle sammt und sonders kalt. Den grossen einzigen Dichter findet man freilich auch hier noch, aber nur im Einzelnen. Die Empfindung ist gehemmt,

 und

spricht beinahe nur in gebrochenen Tönen, die Harmonie des tonvollen Rythmus ist durch die öftern Einschnitte zerstört, und sein schwebender Gang in hüpfende Sprünge aufgelößt. Ueberall findet man Felsenstücke, die mit Absicht in den Strom gewälzt sind, um seinen grossen majestätischen Lauf zu unterbrechen. Die feierliche Dämmerung der frühern Oden hat sich hier in dunkle Nacht verwandelt: und die Fackel, welche diese Nacht erleuchten mag, hat der Dichter für sich behalten. Wol hat uns der jüngere Herr Kramer einige Oden damit aufgehellt: und dies ist ganz gut, aber es beweißt nichts. Freilich hat Homer seinen Eustathius, und Pindar seinen Scholiasten, und ohne sie würden wir manche Stelle nicht verstehen. Aber Klopstocks Scholiast kömmt mir um einige Jahrhunderte zu frühe.

Ramler ist der untadelichste Odensänger der Deutschen, und überhaupt einer der feinsten

sten Dichter. Leser, denen nicht jeder Flitterglanz die Augen blendet; Leser, welche feiner empfinden, und tiefer blicken, als den meisten gegeben ist, und denen die schöne aber hohl tönende Schaale keine Sättigung giebt, werden ihn als ihren Liebling auszeichnen. Ramlers Saitenspiel wird sie das erstemal vergnügen, und das zweite und drittemal sie entzücken. Sein Lied wird einen immerglühenden Funken in ihre Seelen werfen, indeß das wildere Feuer so mancher bewunderter Odendichter schnell auflodert und verraucht, und der Eindruck desselben mit dem lezten Tone des Liedes erstirbt.

Man hat zuweilen die Bemerkung gemacht; daß das Lesen der Dichter, voraus der Lyriker hauptsächlich den frühern Jahren angemessen sey; und der Grund hievon ist auffallend. Die Empfindungen, welche gewöhnlich

den Gegenstand des lyrischen Gesanges ausma-
chen, sind Empfindungen des Jünglings, wo-
mit der männliche Geist weniger sympathisiren
kann. Sein ausgebildeter und zur völligen
Festigkeit und Stärke gereifter Verstand ver-
langt eine nahrhaftere Speise, als alle die
Tändeleien der minderjährigen Muse sind. Wer
wie ein gauckelnder Zephir stets mit Blüthen
spielt, wer nur Bilder an Bilder reihet, und
nicht einem schönen Körper auch eine schöne
Seele einzuhauchen weiß, nur immer auf die
Empfindung losstürmt, und die Phantasie an-
regt, ohne auch den Verstand zu beschäftigen,
der mag seine Leser sich in der jungen Welt
suchen, die sich noch einzig im Kreise der
Phantasie und der Empfindung herumdreht,
beständig nach dem Schimmer läuft, und selbst
das Abgenuzte bewundert, weil für sie alles
neu ist. Nur derjenige hat für den Mann ge-
dichtet, welcher die Schönheit als Mittel zum

Genusse braucht, dessen goldene Früchte die Hand zum Pflücken einladen, und der, wenn er auch nur Kränze windet, durch den lieblichen Schmelz der Farben den duftenden Wolgeruch der Blumen nur noch mehr zu empfehlen sucht: und ein solcher Dichter ist Ramler.

Viele Dichter, welche reich scheinen, sind es an kleiner Münze. Ihre Armuth verbirgt sich hinter die aufgethürmten Haufen, und überrascht Augen und Ohren durch Geklingel und Schimmer. Ramler zählt seine Schätze nicht mit emsiger Geschäftigkeit in kleinen Sorten vor, sondern wiegt sie in vollwichtigen Stücken zu. Wer so giebt, der kann nicht stets geben. Daher hält er seine Hand oft zurück, indeß die Freigebigkeit der andern ihr mildes Bächlein an einem fort rieseln läßt. Am Ende hat er uns doch mehr gegeben, als sie. Denn wer in sechs dicken Bänden so

viele Meisterstücke liefert, als er in einem einzigen kleinen, dem würde man den ganzen Rest willig geschenkt haben.

Schon die nackten Plane mancher Ramlerischen Oden enthalten mehr wahren Dichtungsgeist; und verdienen die Bewunderung der Kenner mehr, als mancher vollendete lyrische Gesang. Die Anlage der meisten Lyriker ist gewöhnlich nichts mehr als Prose: Ramlers erster Gedanke ist oft schon Poesie. Jene glänzen durch einzelne Schönheiten, welche, gleich Brillanten bald hier, und bald dort hervorschimmern. Sie blenden uns beim ersten Anblick, und lassen uns, wie jede leblose Schönheit, bei wiederholter Betrachtung kalt. Ramler gießt unsichtbaren Reiz über das Ganze aus, die wie die geistige Schönheit eines seelevollen Antlitzes, uns nie ermüdet, und stets zu neuem Genusse einladet. Selbst seine Schönheiten

ten des Detals stehen selten für sich allein da. Sie greifen oft, und nicht selten tief in den Plan ein, sind voll Bedeutung und Leben, und beschäftigen den Verstand nicht weniger angenehm, als die Einbildungskraft. So zum Beispiel jene Warnung an Lalagen.

Die gute Göttin bestraft die Nymphe,
die stolz des Jünglings Leiden verhöhnt:
Ein drohender Wink,
So bist du völlig eine Rose,
Rund um mit neidischen Dornen verwahrt.

Wem fällt es nicht auf, wie ausnehmend glücklich und bedeutend das gewählte Bild die spröde Schönheit charakterisirt, und wie lebendig und sprechend es besonders durch den lezten Zug wird?

Wie groß muß die Beurtheilungskraft seyn, welche so wählt, wie fein die Empfindung,

und wie glücklich die Phantasie, welche so erfinden! Und so wählt und erfindet Ramler auch sonst immer. Nicht nur sind seine meisten Plane vielsagend und sinnreich — auch jeder einzelne Theil ist schon an und für sich wichtig durch seinen Gehalt. Seine Bilder sind edel und reitzend, seine Gedanken geistvoll, seine Wendungen fein, jedes Beiwort bedeutend, jeder Ausdruck gewählt, und die Stellung jedes Wortes voll Wirkung. Den tonreichen Schwung des Verses, und den zauberischen Wolklang des Sylbenmaaßes, vornehmlich, wie mir deucht, des Griechischen, hat kein deutsches Ohr so fein gefühlt, als das seine. Ein Vers, wie dieser,

Er deckt den donnernden Strom mit diamantenem Schilde

läßt er uns lebhaft empfinden, welchen Werth der lebendige Laut hat, wenn er mehr dem Dichter sich zudrängt, als von ihm gesucht wird.

Man

Man hat Ramlern oft mit Horaz verglichen, und ihn nicht minder oft den deutschen Horaz genannt. Unstreitig läßt er sich mit dem römischen Dichter unendlich besser vergleichen, als mit Pindar. Er ist jenem in Absicht auf die Anlage seines Geistes, und den Schwung seines Gesanges weit näher, und hat auch in seinen Oden manche Aehnlichkeiten, welche vielleicht ein bischen zu oft auffallen. So viel aber ist immer gewiß, daß er sein grosses Muster im Ganzen studirt, und als ein Mann von Genie copirt hat, folglich auch nur im edlern Sinne des Wortes sein Nachahmer heissen kann, so wie auch Horaz ein Nachahmer der Griechen war.

Vielleicht hat er auch sein Muster irgend worin übertroffen: und, irre ich nicht, so ist dieses der Fall in Ansehung seiner Delicatesse,

in Rücksicht auf welche ich überhaupt keinen Odendichter kenne, den ich mit Ramlern zu vergleichen wage. Man lese die herrliche Digression, womit er seine Ode an Delien, meines Gefühles eine der schönsten, schließt, oder auch nur folgende Verse am Ende seiner Nänie auf Laïdens Wachtel:

Sein vergnügter Geist, das weiß ich,
Ist gen Himmel geflohn, gleich einem kleinen
Funken. Laß ihn auf deiner Schulter sitzen
Schnittermädchen des Himmels, die du
Weitzen
In den Händen und Mohn im Körbchen
trägest.

Wer mir aus dem ganzen Horaz eine einzige Stelle von dieser Delicatesse anführen kann, der wird mir etwas zeigen, das ich bisher noch nicht kannte.

Allein dadurch verliert Horaz in meinen Augen nichts, und was Ramler über ihn von dieser

Seite

Seite gewinnt, das hat er nicht als Odendichter zum voraus. Vielmehr muß meines Erachtens eben diese Delicatesse, welche in dem Charakter der Ramlerischen Poesie so sehr hervorsticht, dem Odendichter ein Ziel setzen, über welches er sich schwerlich je hinausschwingen kann. Eine Imagination, die sich entscheidend auf diese Seite hinneigt, wird sich weniger leicht zu grossen Bildern und Vorstellungen erheben, und nüzlicher einen hohen Flug ausdauern, ohne zu sinken. Sie wird oft, wenn die Flamme des Genius ausgeht, den erfindsamen Wiz zu Hilfe nehmen, und durch Kunst sich dahin aufzuschwingen versuchen, wohin ihre eigne Schwungkraft sie nicht empor tragen kann. Wenn meine Empfindung mich nicht täuscht, so werden nicht wenige der Ramlerischen Oden diese Bemerkung bestätigen. Man wird in manchen derselben jenes reine Feuer der Begeisterung und jene Wärme vermissen,

welche die Produkte des ächten Odengenies durchglühet. Man wird in einzelnen Stellen den denkenden und überlegenden Dichter zu oft finden, und auch einigen zwar sinnreichen und geistvollen Planen jene zwanglose Leichtigkeit absprechen müssen, welche die Geburten der schnellen und glücklichen Erfindung auszeichnet. Wenn es zum Beispiel irgendwo heißt:

Siehe! deiner von Ruhm trunkenen Tage sind
Zwanzig tausend entflohn. —

so kann der Leser, (wie schon vormals ein Kunstrichter sagte, dessen Gutes man über seinen freilich nicht geringen Fehlern, dennoch zu unbillig vergessen hat,) sich nicht enthalten, zu denken, daß der Dichter hier wol müsse gerechnet haben. Wenn man anderswo späthe Rosenblüthe, und frühe Purpurtrauben beisammen findet, so hält es abermals schwer, den Gedanke zu verscheuchen, daß der Dichter durch

die Beiwörter, so schön und bedeutend sie auch im Zusammenhange sind, dennoch vorzüglich einer Unwahrscheinlichkeit habe ausbeugen wollen. Wenn eine Reihe vortrefflicher Statuen der Pyrrha Kinder genennt werden,

Noch halb den Steinen gleich, und halb beseelt,

so ist das immer ein feiner Gedanke, allein für eine Ode hat er zu sehr die kalte Miene des raffinirenden Witzes. Wenn Semiramis, Cynnas, Tanaquil, Cleopatra und Arminius neuern Helden und Fürsten ihre Namen leihen müssen, so stünde auch dies allerdings besser in einer Lobschrift, als in einer Ode. Denn so kurz und vielsagend diese Vergleichungen auch sind, so sind sie doch nichts weniger als poetisch, und auch durch häufigen prosaischen Gebrauch schon zu sehr herabgewürdiget. Wenn endlich in der Ode an die Feinde des Königs, der Löwe, der in der Höle des

Ne-

Nemäischen Felsen sein Lager hatte; die Hydra, deren abgeschlagene Köpfe doppelt wieder wachsen; der grosse Seekrebs, der den Sohn Jupiters von hintenzu anfiel; die ungeheure Menge stymphalischer Raubvögel, die eherne Klauen und Schnäbel hatten; die feuerschnaubenden Rosse des thracischen Diomedes, die Menschenfleisch asen, allegorische Vorstellungen von eben so viel überwundenen Armeen, so wie Juno und andere Götter von den feindlichen Mächten sind, so ist die Allegorie, so ausnehmend sinnreich sie auch ist, für eine Ode abermals zu gedacht, und läßt uns den überlegten Gang, welchen die kalte Vergleichung des Dichters genommen hat, zu deutlich sehen, als daß nicht das poetische Interesse dadurch zu sehr abgekühlt werden sollte.

Horaz und Ramler sind beede im höchsten Grade korrekt. Allein jener ist es mehr durch

seinen

seinen reinen Geschmack, und durch sein feines Gefühl, dieser mehr durch eigentliche Kunst. Wer sich davon einen Begriff machen will, welchen Antheil die Feile an der tadellosen Korrektheit der Ramlerischen Gedichte hat, der vergleiche ein paar Strophen der frühern und der spätern Ausgabe miteinander.*) Nun giebt freilich die Feile einem Werke Glanz und Schimmer, aber nicht Feuer und Leben: auch glei-

*) Ich will hier nur die erste Strophe seiner Ode auf einen Granatapfel anführen.

1.

O die du dich zur Königin der Früchte
Mit deinem eignen Laube krönen mußt,
Aurorens Kind, an welchem Sonnenlichte
Zerspaltest du die purpurrothe Brust,
Die Proserpinen ihre Körner
Im Tartarus zu kosten trieb,
Und machte, daß sie ferner
In Plutons Armen blieb.

2.

Find ich dich hier in deiner grünen Krone
Zerspaltest du die purpurrothe Brust
An dieser Sonn, o Liebling der Pomone!
O Apfel Proserpinens! (die mit Lust
Und Wollust deine goldnen Körner
Im Reich des Höllengottes aß,
Und allen Nektar ferner
Und den Olymp vergaß.)

gleitet sie zuweilen, selbst in eines Ramlers Händen, über matte Stellen hinweg, wie zum wenigsten die laut weinende Königin beweist, die von Ohnmacht in Ohnmacht sinkt.

Von dem sonderbaren Gebrauche, welchen Ramler zuweilen von den mythologischen Wesen gemacht hat, will ich hier nichts sagen. Dieß ist eine Eigenheit des Dichters, welche mit seinem poetischen Werthe nicht in unmittelbarer Verbindung steht.

Uz hat sich mit mehreren Gattungen der Dichtkunst mit Ruhm gezeigt; aber den schönsten Kranz hat er sich in der philosophischen Ode erworben. Hier ist es, wo seine Muse, aber in einem eroberten Lande herrscht, welches vor ihm keiner betreten hat, und aus dessen Besitz ihn auch schwerlich je ein Nachfolger verdrängen wird.

Der

Zwar hat Horaz auch philosophische Oden gedichtet, welche vielleicht musterhafter und poetisch vollkommener sind, als die Uzischen: aber der deutsche Dichter scheint den Römer überhaupt nicht zu seinem Vorbilde gewählt zu haben; und meines Erachtens hat er daran sehr wol gethan. Er würde die Lieblichkeit und Eleganz, und den phantasiereichen Schwung von jenem wol nimmer erreicht, und darüber sein Eigenthümliches eingebüßt haben, wodurch er ein Muster einer wiewol etwas minder vollkommenen Gattung geworden ist.

Der Charakter der Uzischen Muse ist nicht jene sanfte ruhige Weisheit, die mit Rosen bekränzt, und mit lachender Miene uns zur Nachfolge winkt. Mit Ernst und hoher Würde empfielt sie uns Tugend, und lehrt sie uns Weisheit, und mit lebhaftem Eifer, und eindringender Kraft straft sie Thorheit und La-

ſter. Ihr Geſang ſtrömt immer voll und gedrängt: zuweilen braust es auch, gleich einem zürnenden Waldſtrom, der ſich über Klippen und Dämme hinwegwälzt; reich an kernhaften Gedanken, ſtarken Zügen, und männlichem Nachdruck, welcher Worte und Verſe füllt, und in dem raſchen, aber dennoch ſchweren Gange der Strophen donnert. Dieſer kraftvolle, männliche Nachdruck, welchen Uz mit einigen ſeiner Altersgenoſſen gemein hat, und gegen welchen der Nachdruck gewiſſer jüngern, überſpannten Leyern gerade ſo abſticht, wie der Eiſenfreſſer gegen den Helden, — dieſer kraftvolle, männliche Nachdruck iſt es vornehmlich, was dem männlichen Geiſte an dieſen Oden wohl thut; und ihm ſtehen ſelbſt einige Härten des Ausdruckes und der Sprachfügung nicht minder gut, als eine Narbe dem braunen Antlitz eines Kriegers. Zwar ſtimmt der Dichter ſeine Laute auch etwa zu ſanften, aber nie zu

wei-

weichen Tönen herab; und ihm gelingen zuweilen auch liebliche Bilder: aber allemal sind die starken, und nachdruckvollen auffallender, und so unverkennbar mit der Farbe seines Geistes tingirt, daß sie auch ausser ihrer Stelle unter zwanzig Dichtern ihren Erfinder reclamiren würden.

Durch Stärke und Nachdruck erhält sich Uz auch da, wo er in die tiefere Bahn des didaktischen Dichters hinabgesunken ist. Wenn er auch gleich nahe am Boden hinstreift, so ist doch die Kraft des Adlers an seinem Flügelschlag kennbar. Vom Schwung der Ode wird man zum Beispiel in jener Stelle nichts finden:

Dem Staate dient er nur, sich Schätze
zu verdienen;
Bereichert ein Verrath,
So zweifle nicht, verräth er auch den Staat.

Und doch, wer würde sie wol gerne für eine andere poetischere Stelle preis geben!

Ich habe zuweilen Männer von Einsichten es an manchen Uzischen Oden als einen nicht geringen Fehler tadeln gehört, daß der Strom der Begeisterung, je näher der Gesang zum Ende eilt, sich allmälig verliere, und daß der Dichter zu einer mit dem angestimmten Ton zu sehr contrastirenden Chûte hinabsinke. Allein mir deucht, dies liege schon zum Theil in der Natur der philosophischen Ode. Nur der heroische Odendichter steigt zu den Wolken auf, und verschwindet aus unserm Gesichtskreise. Der philosophische kann sich wol auch auf den Schwingen der Begeisterung schnell erheben: aber wenn er einen gewissen Punkt der Höhe erreicht hat, so ruht er auf den ausgespannten Flügeln im Gleichgewichte, und darf immer allmälig sinken, nur nicht plötzlich fallen.

len. Die Wahrheit kann, wenn sie sich auch in der schönsten Hülle zeigt, ihrer Natur nach, nie genug sinnliche Vollkommenheit erhalten, um den Dichter zu einem immer gleich fortdauernden Taumel zu berauschen. Unmöglich kann ich mir irgend einen Beschluß der Uzischen Theodicee gedenken, welcher nicht gegen den Anfang merklich abstechen müßte. Allein deßwegen wird doch schwerlich jemand diese herrliche, und von hoher Begeisterung durchglühte Strophe wegwünschen wollen. Ein einziges Mittel hat, so viel ich weiß, der philosophische Odendichter, nicht nur in seinem Fluge sich zu erhalten, sondern auch gegen dem Ende immer höher emporzusteigen; dieses nämlich, wenn er an seinen Stoff eine Digression anknüpft; und dieses Mittels hat sich auch Uz in zwoen seiner schönsten Oden bedient. *)

*) Die wahre Grösse. — Der wahre Muth.

Niemand wird es leicht wagen, zu behaupten, daß wir einen Pindar haben. Auch einen ganzen Horaz haben wir nicht. Aber Klopstock, Ramler, und Uz dürften uns zusammengenommen ungefehr so viel werth seyn, als ein Horaz. Wahrlich kein geringes Lob für die lyrische Poesie der Deutschen, obgleich ich gar nicht zweifle, daß manche, denen solche Vergleichungen wenig kosten, dieses für ein sehr kärgliches Lob halten werden.

II. Lied.

Die kleine Sammlung von Liedern, welche Anakreons Namen führt, ist mehr nicht, als ein geringer Ueberrest von den lyrischen Werken dieses Dichters: und selbst von dieser Sammlung fühlt sich der Geschmack gedrungen, manches Stück zu verschmähen, ohne erst

den

das Endurtheil der Kritik abzuwarten. Denn den wahren Kindern Anakreons ist das Zeichen der Aechtheit so deutlich aufgedrückt, daß die unterschobenen es nicht leicht haben, sich unter jene zu mischen, ohne durch den auffallendsten Kontrast sich selbst zu brandmarken.

Griechenland hatte viele epi'che Dichter, aber nur Einen Homer: vermuthlich war unter seinen neun Lyrikern auch nur ein einziger Pindar. Indeß konnten Homer und Pindar immer eher ihresgleichen finden, als Anakreon, so wie auch die Nachwelt einen Lafontäne oder Wieland gewiß später wieder sehen wird, als einen Dichter, wie Voltäre oder Klopstock. Das Grosse, das Rührende, das Erhabene wirken auf die Seele mit solcher Gewalt, daß ein Taumel den andern schafft; sie tragen den Geist zu einer solchen Höhe empor, daß er sich auch schwebend erhalten, und zu jedem neuen Auf-

schwunge sich stärken kann. Dabei haben sie so manche Abstufungen, daß das Genie nicht leicht einen Mißgriff befahret. Hingegen grenzen Feinheit, und Delikatesse, Einfalt, Grazie, und Naivetät in so unmerklichen Schattirungen an Plattheit und Affektation, daß nur die feingestimmteste Seele sie haschen, nur der vollendeteste Geschmack sie festhalten kann. Hier ist nur Ein Griff zu thun, und wem er nicht vollkommen gelingt, dem ist alles mißlungen.

Keine andere Gattung von Gedichten hängt so sehr von dem glücklichen Augenblicke, und von der einzigen Stimmung des Geistes ab, wie diese. Solche Lieder sind die Kinder einer flüchtigen Laune, die uns, wie die scheidende Abendsonne, die Gegenstände in einer lieblichen Röthe zeigt, und demjenigen, dessen Auge zu kümmerlich auf dem Einzelnen weilet, zu schnell untergeht. Anakreon weiß diesen glücklichen

Moment der Laune zu treffen, und versucht es auch nie, durch Kunst ihn länger aufzuhalten. Alle seine Lieder sind Geschöpfe einer heitern lachenden Phantasie, welche auf alle Gegenstände ein mildes und liebliches Kolorit streut. Wein und Scherz und Liebe berauschen ihn zu einer sanften Schwärmerei, welche die Seele nie aus ihrem Gleichgewichte hebt, welche selbst das Alter nicht schändet, und vor welcher auch die Weisheit nicht erröthen darf. Wenn auch je zuweilen sein Frohsinn in leidenschaftlichen Taumel übergeht, so läßt er doch die gefangene Gluth nicht in Flammen auflodern. Die Seele seines Liedes gleicht dem zarten Veilchen, welches einzeln gepflückt seyn will, und dessen süsser Geruch in dem dichten Blumenkranz erstickt wird. In der That hat auch sein Gesang die größte Einfalt und Kürze, und, so zu sagen, nur Eine Farbe und Einen Ton. Die Hauptvorstellung wird bei ihm

 durch

durch keine hervorstechende Nebenzüge überschattet, durch keinen müsigen Detal erdruckt. Nie wird er die Empfindung entrinnen lassen, um dem Witze in die offenen Arme zu laufen, wenn die Gefahr ins Spielende oder ins Abgeschmackte zu fallen, auch noch so groß war. So hat er in seinem zwanzigsten Liede glücklich eine gefährliche Klippe vermieden, an welcher mehrere seiner Nachahmer gescheitert haben. Er wünscht der Spiegel, oder das Kleid seines Mädchens zu seyn, oder die Quelle, worin sie sich badet, oder das Band, das ihren Busen gürtet, oder ihr Schuh, um von ihrem Fusse getretten zu werden. Welch ein wahres, warmes, inniges Gefühl der Verliebtheit athmet nicht in diesen Vorstellungen allen! Ein französischer Uebersetzer schafft diese Verliebtheit zur Galanterie um, wenn er von einer gorge enchanteresse, und von einem pied des Graces spricht. La Motte fällt in ein kindisches

disches Spiel, indem er die Fluthen sich entflammen läßt. Und die Seele eines Deutschen, der es wol am besten getroffen zu haben glaubte, wünscht sogar in Flöhe und Fliegen zu fahren.

Immer nimmt Amor die Sitten des Landes an, in welchem er ist. Bei den Galliern ist er meistens galant, und witzig, und tändelnd; in Deutschland entweder plump und ungezogen, oder boshaft und schnippisch. Nur den Griechen erscheint er als ein holdes Kind, voll der feinsten Schalkheit, und des losesten Muthwillens, dem man seine Schelmereien um seiner naiven Einfalt willen gerne vergiebt, und das man ungeachtet seiner Tücke liebt. Und so hat ihn auch Anakreon gesehen. Wenn er beim nächtlichen Besuche dem Dichter, der in der hohlen Hand seine kalten Händchen erwärmt, und ihm aus den Locken das Regen-

wasser

wasser gedruckt hat, um die nasse Sehne zu versuchen, das Herz durchboret, und freudig aufhüpft, daß sein Bogen noch gut sey; so ist es selbst dem Verwundeten nicht möglich, den kleinen Schadenstifter zu hassen: und wenn er, von einer Biene gestochen, weinend zu seiner Mutter läuft, und er ihr klagt, daß eine kleine geflügelte Schlange ihn verwundet habe, so macht seine kindliche Naivetät uns alles das Unheil vergessen, das es uns selbst zugefügt hat. — So leicht es einem feinen Geschmacke ist, solche Schönheiten zu empfinden, so mißlich ist es, ihnen tiefer auf den Grund gehen zu wollen. Es sind zarte Blumen, die man nicht betasten darf, wenn ihr Glanz nicht welken, und ihr süsser Geruch nicht verduften soll.

Die anmassungslose Einfalt des Anakreontischen Liedes ist überall bewundernswerth: aber nirgends ist sie so unerreichbar, als da,

wo er einen feinen Gedanken, oder eine süsse Schmeichelei sagt. Andere Dichter wissen in solchen Fällen gemeiniglich nur zu gut, was sie sagen; und wenn sie schmeicheln, so scheint die Schmeichelei schon zum voraus auf das Wolgefallen und den Dank des gelobten Gegenstandes zu rechnen. Bei dem Griechen ist es die bedeutungsvolle Rede eines naiven Kindes, welches nur Wahrheit gesprochen zu haben glaubt, und nicht begreift, wie andere in seinen Worten mehr finden können, als dies. Wenn der gefangene Amor von den Musen mit Blumen gebunden, und der Schönheit zugeführt wird, und von seiner Mutter mit Lösegeld erkauft, die süsse Sclaverei dennoch nicht verlassen will, so wird mancher witzige Kopf es kaum begreifen, wie der Dichter sich habe enthalten können, den seinen Geist dieser sinnreichen Fiktion zu distilliren, und durch eine gutgeschliffene Spitze den Leser sich doppelt zu ver-

verpflichten. Allein gewiß kannte der Grieche, der uns die Blume selbst suchen und pflücken läßt, seinen Vortheil besser. Wenn Anakreon vom Vulkan einen Becher verlangt, worauf ein traubenvoller Weinberg, samt dem Bacchus, und Bathyll und Amor kelternd zu sehen seyn sollen; wenn er im Traume mit Flügeln an dem Rücken flieht, und Amor mit Blei an den Füssen ihn dennoch einholt, so scheint er nur an sich selbst, und weder an sein Mädchen, noch an seinen Bathyll gedacht zu haben, allein eben dadurch sind beide um so viel feiner gelobt. Diese Delikatesse ist eine Pflanze, welche nur unter dem milden Einflusse des griechischen Himmels gedeihen konnte. Sie gleicht der Grazie eines reitzenden Mädchens, die es selber nicht weiß, wie liebenswürdig sie ist.

Als Anakreons siebenzehntes Lied vom Becher einst an einem römischen Gastmale abge-

gesungen worden, forderten, wie uns Gellius sagt, einige griechische Schöngeister den Rhetor Antonius Julianus auf, ihnen einen römischen Dichter zu nennen, qui tam fluentes carminum delicias fecisset. Ein Paar Stücke vom Katull, setzten sie hinzu, und auch ein Paar Stücke vom Kalvus, machen vielleicht Ausnahme. Der Rhetor nahm die Aufforderung an, verhüllte sein Haupt, (er that wirklich wol daran,) und sang ihnen einige abgeschmackte Verse vom Valerius Aedituus, Porcius Likinius, und Quintus Katulus *) vor,

qui-

*) Ich kann mich nicht enthalten, zum wenigsten die Verse der beiden leztern hier anzuführen, um meinen Lesern das Vergnügen zu verschaffen, in die Seele der Griechen, welche sich mit solchen deliciis abgefertigt sahen, sich lebhaft hineinzudenken.

Custodes ovium, teneræque propaginis agnum,
Quæritis ignem? ite huc: quæritis? ignis homo'st.

Si

quibus, sagt Gellius, mundius, venustius, limatius, pressius græcum latinumve nihil quidquam reperiri puto. Was die Griechen dazu gesagt hätten, berichtet er nicht. Allein, wenn sie Männer von Geschmack und Empfindung waren, so läßt es sich unschwer errathen.

Man muß gestehen, daß die Ehrenrettung der römischen Delikatesse einem sehr schlechten Sachwalter in die Hände gefallen war. Wäre Julianus der Mann gewesen, um den Wink der Griechen zu benutzen, so würde er ihnen aus

---

Si digito attigero, incendam silvam simul omnem:
Omne pecus: flamma'st, omnia quæ video.
* * *
Aufugit mihi animus: credo, ut solet, ad Theotimum
Devenit. sic est: perfugium illud habet.
Quid si non interdixem, ne illunc fugitivum
Mitteret ad se intro, sed magis ejiceret?
Ibimu'quæsitum: Verum, ne ipsi teneamur,
Formido. Quid ago? Da Venu'consilium.
Aul. Gell. Noct. Attic. XIX. 9.

aus dem einzigen Katull, richtig gezählt, ein Dutzend Stückgen haben vorsingen können, welche Anakreons schönsten Liedern nichts nachgeben. Es versteht sich, daß ich damit nicht den Katull gerade zu einem Anakreon machen, noch über die Vergleichungslinie hinausschreiten will, welche jene Griechen, als gescheute und billige Männer selbst gezogen haben. Nur, wenn von fluentibus carminum deliciis, die Rede ist, darf ich behaupten, daß Katull dem Anakreon nicht nachstehe.

Katulls Zeitalter war lange nicht das Zeitalter Anakreons: folglich konnte Katull auch nicht Anakreon seyn, so wenig, als Virgil Homer, oder Hesiodus war. Kultur, Luxus, und Verdorbenheit der Sitten, haben auf das Lied des Römers sichtbar gewirkt, und ihm eine höhere Farbe, ein gebildeteres Ansehen, eine sprechendere Miene, und zuweilen

auch eine zügellose Dreustigkeit gegeben, die unsere Nachsicht oft nur durch die Feinheit und Grazie, und den schalkhaften Leichtsinn erhalten kann, womit sie gepaart ist. Beim Anakreon ist es die einfache, nackte Natur, welche uns entzückt; beim Katull ist es mehr feine Kunst und geschmackvolle Wahl. Jener hat mehr Anmuth und Süssigkeit; dieser mehr Weichheit, und eine Delikatesse, welche nur die Frucht eines durch die höchste Kultur und Ausbildung verfeinerten Geistes ist. Was bei dem Griechen Einfalt ist, das ist bei dem Römer zwangfreie Leichtigkeit, und sorglose Nachlässigkeit, deren tändelndes Spiel alle die Grazie eines schlankgewachsenen und durch Kunstübung zur höchsten Gewandtheit entwickelten Körpers hat.

Dies ungefehr möchte der Unterschied der Zeit seyn. Allein auch einen Unterschied des

Cha-

Charakters und der Anlage wird man zwischen beiden bemerken. Anakreon pflückt die Blüthe des Vergnügens, ohne sich an den Dornen zu ritzen. Seinem Amor ist diese Welt ein Lustgarten, wo er, gleich einem gauckelnden Schmetterling, von einer Blume zur andern flattert, durch die mäandrischen Gänge schlendert, sich im spiegelhellen Teiche kühlt, und vom jugendlichen Spiel ermüdet, auf dem schattichten Rosenlager sorglos einschlummert, um zur Freude wieder zu erwachen. Katulls Muse ist lebhafter, und leidenschaftlicher, und wenn ich so reden darf, mehr cholerisch. Lose Schalkheit, und eine ärgerliche Laune stimmen sein Saitenspiel so oft, als die sanften Empfindungen der Liebe und des Vergnügens. Manche seiner Gedichtchen sind voll giftigen Spottes, und sarkastischen Schärfe. In andern kämpfen Empfindung und muthwilliger Wiz mit einander um die Wette. Selbst manche seiner Em-

pfindungsvollen Stücke haben, gegen das Licht des Anakreontischen Frohsinns gehalten, einen Anstrich von grämlicher Laune oder leidenschaftlicher Zierlichkeit. Wenn es dem Griechen genügt, seinen Bathyll auf dem Becher zu sehen, oder ihm zur Seite, unter dem Schatten des Baumes, an einer geschwätzigen Quelle zu sitzen, oder mit seinen Mädchen zu tanzen, und zu schäckern, so ist es hingegen erst eine ungeheure Zahl von Küssen, die sich nur mit dem Sand des libyschen Meeres, oder mit dem sternvollen Himmel der stillen Nacht vergleichen läßt, welche vesano satis & super Catullo est. Wenn Anakreon seinem Mädchen nur schlechtweg zuspricht, ihn seiner grauen Haare wegen nicht zu verachten, so kündet hingegen der reizbare Katull seiner lauen Liebhaberin so fort den Dienst auf. Allein die Art, wie dies geschieht, ist in der That bemerkenswerth: denn eben durch sie wird seine Lossagung

gung zur entschiedensten Liebeserklärung. Er fordert sich selbst auf, Verachtung mit Gleichgültigkeit zu bezahlen; und indem er es thut, führt ihn die Erinnrung der genossenen Freuden wieder ganz nahe zu dem Garn hin, aus welchem er sich entronnen glaubte. Der bedeutungsvolle Refrain,

Ja goldne Tage waren's, welche dir glänzten,

scheint die nahe Gefahr ihm selbst aufzudecken. Er rafft sich auf, und sucht die Empfindung zu übertäuben, indem er sein Mädchen, nach einem herzhaften Lebewol, durch verschiedene höhnische Fragen neckt. Allein die lezte derselben:

Wen wirst du forthin küssen, wen in die
Lippen beissen?

ist eine so neugierige, und so warme Frage, daß nach ihr ein zweiter Refrain,

Doch sey ein Mann Katull, und stähle
dich tapfer!

uns nicht die Befreiung des Liebhabers, sondern seine gänzliche Sklaverei verkündigt. Nach meinem Urtheile behauptet dieses Gedichtchen unter den schönsten Liedern des Alterthums eine Stelle, und ist das würdigste Gegenstück zu Horazens Gespräch mit der Lydia

Solch eine Kunst im Plane, und solche Feinheit im Gange der Empfindung wird man bei dem einfachen Anakreon nirgends bemerken. Allein auch die einfachsten Stücke Katulls haben mehr Lebhaftigkeit, und Wärme, mehr Ausdruck und Seele. Anakreon lebt mehr in dem Lande der Dichtungen, Katull mehr in der wirklichen Welt. Daher ist seine Empfindung wahrer und inniger, und seine Lieder liegen immer dem Herzen näher, als der Einbildungskraft. In dem Bewillkommungsliedchen an den Verannius, und noch mehr in dem Liedchen auf seine eigene Rückkehr aus Bithynien, wird jede menschliche Seele sich selbst

erkennen, und jede Saite unsers Mitgefühles wird der darin herrschenden süssen Wonne und Trunkenheit laut antworten. Und seine unerreichbare Nänie auf den Tod eines Sperlings ist zwar eine blose Tändelei: aber diese Tändelei ist das größte Meisterstück, welches die Dichtkunst in der Gattung des Zärtlichen hervorgebracht hat. Sie enthält so viel wahre ungeschminkte Empfindung, und giest in die Seele ein so sanftes Gefühl der Wehmuth, als die zärtlichste Elegie nur immer hervorbringen kann.

Das größte Verdienst jeder Tändelei besteht unstreitig in jenem zwanglosen Air, und in jener Leichtigkeit, durch die uns solche Dingerchen durchaus als die Geburten eines glücklichen Zufalls erscheinen, und dieses Verdienst haben die Katullischen Tändeleien im höchsten Grade. Alles scheint gefunden, und nichts

erfunden: alles trifft sich, und fügt sich spielend: jeder Gedanke liegt so nahe als möglich, und der Ausdruck begegnet ihm auf halbem Wege. Der gemeine Leser wird sich über den Dichter nicht, aber über sein Glück verwundern, welches ihm blindlings alles in die Hände spielt, was ein andrer eben so gut wußte, aber jezt nicht daran dachte, und was jeder, wenn es gesagt ist, so leicht und so natürlich findet. Wer wird sich nicht auch im Stande glauben, ein Paar Verse zu machen, wie diejenigen sind, worin Katull sich der goldenen Tage erinnert, die er mit seinem Mädchen gelebt hat?

Ibi illa multa tam jocosa fiebant,
Quæ tu volebas, nec puella nolebat.

oder jene Charakteristik eines Dümmlinges:

Talis iste stupor meus nil videt, nihil audit:
Ipse quis sit, utrum sit, an non sit, id quoque nescit.

Auch

Auch jenes kleine Ding, welches mit folgenden vier Versen anhebt,

Salve, nec minimo puella naso,
Nec bello pede, nec nigris ocellis,
Nec longis digitis, nec ore sicco,
Nec sane nimis elegante lingua,

möchte wol mancher ehrlicher Mann gerne selbst gemacht haben: und eben so mancher würde kaum länger zweifeln, daß er es hätte machen können, wenn er erst begrife, daß das Geheimnis der so feinen als beissenden Schalkslaune wahrhaftig größtentheils auf einer ganz unbedeutenden Kleinigkeit — auf der verneinenden Form beruhe, welche der Dichter hier vorgezogen hat. — Beim Lesen mancher Katullischen Gedichte fällt mir immer ein, was Cicero irgendwo vom Bildhauer sagt. In jedem Marmorblock stecken Bilder, so gut, als sie nur ein Praxiteles macht. Der Künstler

 braucht

braucht nichts hinzuzuthun, sondern nur wegzunehmen. Er schafft sein Bild nicht, sondern er sucht es.

Auch in diesem Fache ist die deutsche Poesie ungemein reich. Die Zahl ihrer guten Liederdichter ist groß: und unter diesen sind nicht wenige vortrefflich. Wenn ich indessen Hagedorn, Gleim, Göz und Bürger nenne, so glaube ich den Kern und die Blüthe derselben genannt zu haben.

Hagedorn ist der Vater der deutschen Poesie, und aller Fortschritte ungeachtet, welche Dichtkunst und Sprache seit seinen Zeiten an Verfeinerung gemacht haben, ist und bleibt er dennoch einer unserer größten Liederdichter. Was er irgendwo von dem ländlichen Liede des Hirten singt, das ist die treffendste Charakteristik des seinigen:

Sein

Sein muntres Lied ergötzet,
Und scheut die Kenner nicht;
Natur und Lust ersetzet,
Was ihm an Kunst gebricht.

Auch wird Hagedorn so lange gefallen, als die Natur gefällt: und mancher denkende Kopf, welcher seine lyrischen Tage schon lange ausgelebt hat, und bei den gepuzten und gefeilten Liedern mancher spätern Dichter dem Gähnen nicht widerstehen kann, wird diese Lieder immer noch mit herzlichem Wolbehagen lesen.

Ich wüßte keine Lieder, welche diesen Namen mit grösserm Rechte trügen als diese. Sie haben ihre Entstehung offenbar einzig und allein den lautersten Empfindungen der Lust und Freude, und den Regungen einer frohmüthigen Laune, und kurz jenem Gemüthszustande zu danken, welchem das Singen so natürlich ist, weil die Gefühle anfangen, laut zu wer-

werden — ich würde schlechtweg sagen, der Begeisterung, wenn ich nicht besorgte, daß vielleicht die meisten meiner Leser, weniger durch ihre Schuld, als von den Beispielen mancher, selbst der beßten Dichter mißleitet, sich hierbei etwas gedenken könnten, das für Hagedorns Lieder zu kostbar ist. Es ist nur allzugewiß, daß der Wunsch zu gefallen, auch an der Begeisterung der guten Dichter oft grossen Antheil hat. Wenn es die Empfindung ist, welche ihnen die Leier reicht, so ist es die Ruhmbegierde, welche sie stimmt. Hagedorn gleicht einem muntern Gesellschafter, der seine Freude mit uns theilen will. Was liegt dem fröhlichen Mann daran, ob er gefalle, oder nicht, wenn er uns nur vergnügt. Er will uns nur sagen, was er empfindet, und will es nicht besser sagen, als er es kann. Wenn das, was er sagt, uns eben so wol macht

als ihm, so hat er zwiefachen Genuß: wo nicht; so hät er sein Lied sich selbst gesungen.

Jeder Mensch hat seine besondere Weise, nach welcher die Gegenstände auf ihn wirken, und seinen besonderen Ton, wenn er seine Empfindungen, oder Betrachtungen ausdrückt: aber nicht jede Weise und jeder Ton passen gleich gut zu jeder Form. Hagedorns Ton ist männlich, seine Gedanken sinnreich und stark, sein Ausdruck treffend und körnigt, und der Gang und Fall seines Verses immer nachdruckvoll und gewichtig, ohne steif oder schwerfällig, rasch und wohlklingend, ohne leichtfliesend und weich zu seyn. Wo etwa Gedanke und Ausdruck oder Reim miteinander in Konflickt kommen, da muß der leztere jenem weichen, und nie wird einem zärtlichen Ohr, oder einem ecklen Geschmack auf Unkosten des Verstandes oder Witzes geschmeichelt. Dieser Charakter steht

dem Dichter, da, wo er selbst spricht, meistens vortrefflich; allein nicht allemal auch so gut seinen Personen, voraus denen, vom andern Geschlechte. In den Liedern, zum Beispiel, welche Mirena, und die Verschwiegenheit der Phyllis, und auch in dem übrigens vortrefflichen Liede, welches die Alte überschrieben ist, fällt, wie mir deucht, der männliche Ton hin und wieder auf, und erinnert uns, daß diese Personen das Sprachrohr sind, durch welches wir den Dichter hören. Auch einige andere sind zu reich und zu schwer an Gedanken, und haben darum jene Helle und Leichtigkeit nicht, welche so wesentliche Vorzüge des Liedes sind. Allerdings ein Fehler, aber ein Fehler, der im Uebermaaße des Guten besteht, und dessen sich die meisten Liederdichter nach ihm nicht leicht schuldig machen.

Allein wie erwünscht ist uns diese Gedankenfülle da, wo er den Satyr losläßt, und wo

seine

seine muntere Laune sich über Lächerlichkeit und Thorheit ergießt! Wie sprühen nicht da die Funken seines schalkhaften Witzes! Und wie treffende und einschneidende Hiebe führt nicht der Mann, dessen Blick durch Umgang und Welt geschärft, und dessen Verstand mit den beßten Kenntnissen ausgerüstet ist — ganz andere Hiebe als etwa ein hochherziger Knabe, der mit der Geissel schnalzt, und sich groß dünkt.

Und eben dieser Mann, der ein so scharfes Aug, einen so gebildeten Geist, und ein so feines Gefühl für alles Lächerliche hat, wie lieb wird er uns nicht, wenn wir bei ihm eine der reinsten Freude so empfängliche Seele, so viel Empfindung für alles Schöne, und einen so geraden, unverdorbenen Sinn für Natur und Simplicität finden! Wenn das Lob unserer Zeiten, die Vorzüge der Thorheit, das

Leichen-

Leichencarmen auf Herrn Jost, und Mezendore uns die Schiefheiten und Verdrehungen des gesellschaftlichen Lebens im auffallendsten Lichte darstellen, so machen uns hingegen andere seiner Lieder mit den unverwelkbaren Reitzen der ewig jungen Natur bekannt, und führen uns in eine Welt ein, welche die Anmuth einer poetischen Welt, und dabei doch das Verdienst der Wahrheit hat. Welch eine lethargische Seele muß es nicht seyn, welche sein Lied über die Landlust, der Morgen, und der Mai aus ihrem Schlummer nicht aufzusingen vermag! Allein sein Meisterstück, und eines der trefflichsten Lieder, welche jemals in der glücklichsten Stunde gedichtet worden sind, ist unstreitig sein verliebter Bauer. Welch eine sprechende Kopie der Natur! Welche wahre, ungekünstelte Empfindung! Welche Lebhaftigkeit und Stärke der Gefühle, ohne Anstrengung, und welche Kraft des Ausdruckes, ohne

Derb-

heit! Welch ein munterer Wiz! welche drollig-te Laune! Und welche runde, frische, naive, kernvolle Sprache! Wer glaubt nicht durchweg den geistvollsten Bauersjungen, den er in seinem Leben gesehen hat, sprechen zu hören! — Es ist freilich um die Vergleichung ungleichartiger Dinge immer eine schiefe Sache. Indeß läßt sich zulezt doch alles Schöne nach dem Eindrucke schätzen, den es auf die Seele macht. Und wenn ich nach diesem Maasstabe zwischen Anakreons schönstem Liede, oder Katulls Nänie auf den Tod eines Sperlings, und dem verliebten Bauer wählen sollte — ich wüßte kaum, was ich thun würde.

Man erinnert sich noch leicht jener liederreichen Zeit, da es in Deutschland von Akreontischen Versen wimmelte, da nicht nur die Damons und Dorise in solchen Versen sich Briefe schrieben, sondern auch ein gründlicher Magister

Betrachtungen anstellte, welche nicht minder erbaulich zu lesen waren, als des sonst wackeren Samuel Werenfelsen abnegatio sui ipsius, ode Anacreontica. Damals hies jedes fade Gewäsche in kurzem Sylbenmaase ein Anakreontisches Lied: und wer einen blöden Gedanken spielend durch zehen bis zwölf Verse, welche meistens so viel Säze von gleicher Form bildeten, hindurchgeführt, und Wiz und Geist alle Zugänge sorgfältig verstopft hatte, der glaubte, die Anakreontische Einfalt recht glücklich gehascht zu haben. Gleim war es, welcher diese Sucht unschuldiger Weise durch seine scherzhaften Lieder veranlaßt hatte. Seine Affen wurden ausgezischt, und vergessen: aber auch er hat, vielleicht zu unbillig, für fremde Sünden gebüßt.

Sehr oft haben ihn die Kunstrichter den deutschen Anakreon genannt, und zwischen ihm

und

und jenem die Parallele gezogen. Ich zweifle, ob sich das Beiwort mit dem Namen vertrage.

Anakreon ist einzig, und wird es bleiben: es wäre denn, daß aus dem Chaos einer alles zerstörenden Barbarei, ein zweites griechisches Zeitalter sich von neuem mit jugendlichem Glanz erhöbe. Wenigstens wird weder unser Jahrhundert, noch auch die folgenden alle, so viele derselben die ächten Kinder der jetzigen Kultur seyn werden, je wieder einen solchen Dichter gebären. Anakreon selbst, wenn er unter uns wieder auflebte, müßte nicht ganz Anakreon seyn, um uns zu gefallen. Denn auch jetzo gefällt er nur als Grieche, und kann blos von denjenigen geschäzt werden, welche die Sprache der griechischen Einfalt verstehen, sich in die Vorwelt hinüberdenken, und zu seinem Genusse sich, so zu sagen, durch einen letheischen Trank vorbeiten können. In unserm litterari-

schen Senate würde er so auffallen, wie der griechische Thalar unter den Perücken und Halskrausen einer Reichsstadt.

Ich gestehe freimüthig, daß mir Gleim gerade da, wo er sich zunächst an sein Muster andrängen will, am wenigsten gefällt. Sein Versuch in scherzhaften Liedern enthält beinahe lauter solche Nachbildungen, welche nach der Einfalt und Lieblichkeit des Anakreontischen Liedes ringen: allein die einen treffen sie selten, die andern beinahe nie. Sie wollen Anakreontisch seyn, und die wenigsten sind es. Wiz und Galanterie treten hier zu oft an die Stelle der griechischen Feinheit, und auch der Ausdruck hat zu sehr die Farbe der gesellschaftlichen Sprache. Der Dichter singt weniger seine Empfindung, als den Gegenstand, uud hat immer seinen Chor von Schönen vor sich, dem er es zu Danke machen will. Statt der

fröh-

fröhlichen Laune des Tejischen Greises, treibt hier ein allzujugendlicher Scherz sein oft unbedeutendes Spiel bis zur Ermüdung. Auch ein feiner Gedanke, wenn er gedehnt wird, verliert seine Kraft, und eine Tändelei, welche mehrere Seiten füllt, fängt an für den Leser ernsthaft zu werden. Anakreons Lieder sind kleine Pfeile, welche die Hand des Gottes der Liebe von seinem Bogen leicht losschnellt: gebt ihm grössere Waffen, so werden sie euer Herz nicht erreichen.

Ungleich besser behagen meinem Geschmacke seine Lieder nach dem Anakreon. Hier ist zwar der Stoff aus dem Anakreon entlehnt, aber Form und Farbe sind von Gleim, und selbst die Materie erhält hier und dort einen Zusaz aus dem Seinigen. Hier kommen Kunst und Einfalt, Wiz und Naivetät nicht miteinander ins Gedränge. Denn die Einfalt, wel-

che hier herrscht, will nicht die Einfalt Anakreons seyn, die nicht blos im Einzelnen, sondern schon im Plane liegt, und die Naivetät geht hier mit der Kultur des gesellschaftlichen Lebens durchaus gepaart. Hier ist jeder mahlerische Zug zweckmäsig, jede beigemischte schalkhafte Reflexion ist uns willkommen, und jeder witzige Gedanke steht an seiner Stelle: denn sie stimmen alle zum Tone des Ganzen, und dieser Ton ist nicht Anakreons, sondern des Dichters. Jene Strophe in dem Liede, an den Goldschmid Herrn Lieberkühn,

Ein Pan bei seiner Heerde
Gelagert, freue sich
Des überwundnen Wolfes.
Der Pan sey Friederich,

wem wird sie nicht gefallen? In einem Anakreontischen Lied würde sie indeß sehr übel stehen. Allein auch das Lied ist nichts weniger als Anakreontisch. Man vergleiche es mit seinem

nem Original, und man wird sehen, daß beide beinahe nichts mit einander gemein haben, als daß sie von dem Künstler einen Becher verlangen. Eben so das Liedchen an Chloe, worin der Dichter von dem Amor im Traume verfolgt wird. Der Anfang,

Getreu soll ich, o Chloe, seyn,
Ich Flatterer? getreu?

Jene Reflexion,

Er lief mir nach; o wie so gern
Wär ich dem Gott entflohn!

und der Schluß,

Was sagt der Traum? der Liebesgott
Hatt' an den Füssen Blei?
Getreu soll ich, o Chloe, seyn;
Ich Flatterer? getreu?

hauchen dem ganzen Liede einen Geist ein, der nichts weniger, als Anakreons Geist ist. Dessen ungeachtet wird das Lied neben dem Anakreontischen mit Ehren stehen können.

Auch manches vortreffliche Stück steht unter den frühern Liedern dieses Dichters. In der Gattung des Zärtlichen, Naiven, und Tändelhaften haben die Deutschen kein grösseres Muster als ihn. So manches kleine, artige, sorglos hingeworfene Ding scheint durch den glücklichsten Zufall gebildet. Die unnachahmliche Grazie seines Liedes wird selbst durch manche kleine Nachlässigkeit erhöhet. Die Sprache der Natur und Einfalt scheint oft durch den so nahe an die Poesie streifenden Ausdruck noch mehr zu gewinnen. Man vergißt es, daß es Poesie ist, was man liest, und der beneidenswerthe Fluß des Verses selbst begünstigt die Täuschung. Indeß wird nur ein feiner Geschmack, der nicht blos das Aetzende fühlt, den Werth der beßten Gleimischen Lieder empfinden. Denn sie sind gerade das, was Voltäre des riens naifs & pleins de grace nennt: und wer weder für die Grazien,

noch

noch für das Naive Sinn hat, der wird in der That Nichts darin finden. Ich leugne übrigens nicht, daß auch manches Stück neben die feine Linie, welche so schwer zu treffen ist, hingefallen sey, so wie ich es bedaure, auf so manche Variationen, und Wiederholungen zu stoßen, welche man in keiner andern Gattung eher satt wird. Dadurch läßt sich, unter anderm, wie ich denke, einiger Maassen der Kaltsinn, wo nicht rechtfertigen, doch erklären, womit Deutschland vor einigen Jahren die Ankündigung einer neuen Auflage dieses ehemals so geliebten und bewunderten Dichters aufgenommen hat.

An Götz hat die deutsche Poesie unlängst einen originellen Liederdichter erhalten, über dessen Werth das Urtheil der feinsten Kenner schon lange vorher entschieden hatte, ehe seine Werke gesammelt wurden. Lange lagen seine

Gedichte in verschiedenen Sammlungen, und in den Brieftaschen geschmackvoller Musenfreunde zerstreut, bis Ramler sie in eine vollständige Ausgabe vereinigte. Ob Götz dabei mehr gewonnen oder verloren habe, ist schwer zu entscheiden. Doch glaube ich eher das leztere. Seine beßten Stücke würden vielleicht jene Sammlungen, und damit seinen fleckenlosen Ruhm auf die Nachwelt gebracht haben, auf welche er in der vollständigen Ausgabe, die durch einen Ballast von mittelmäsigen und schlechten Stücken beschwert ist, mühlich und nicht ohne Schatten hinüberkommen wird.

Doch von seinen schlechten Stücken schweige ich, um von den Verdiensten und Fehlern der guten zu sprechen. Die Wielande, deren übermächtiges Genie lauter Meisterstücke gebiert, und die Geßner, deren feines Gefühl ihren Ruf mit der äußersten Delikatesse zu Rathe

he hält, sind in unsern Tagen eine so seltene Erscheinung. Auch ist Götz dieser Schonung um so viel würdiger, da er allerdings glauben konnte, den Händen seines kritischen Freundes, dessen strenger Geschmack überall so berühmt ist, seinen ganzen ungeprüften Vorrath ruhig überlassen zu dürfen.

Anakreon, Katull, und Götz sind drei Dichter, welche sich, wie mir deucht, nicht unschicklich neben einander stellen lassen. Wenn ich mir in der Dichtkunst drei Epoquen gedenke, deren eine das Gepräge der Einfalt in engerem Sinne, die zweite der Kultur, und die dritte der Politur trägt, so wird, wie ich denke jeder von ihnen hier seinen Plaz auf der richtigsten Abstufung finden. Ohne Widerrede wird Götz auf der dritten Stelle zu stehen kommen. Er ist kein Dichter für die Menge, sondern ausschliesend für die feine Welt. Sie

ist

ist es, die ihn gebildet hat, und ihr hat er mit Wucher wieder gegeben, was er von ihr empfieng. Solche Geschmeidigkeit des Geistes, solche Delikatesse der Empfindung, solche Wahl im Ausdruck, und einen so feinen Ton wird man wol bei wenigen Dichtern finden. Wenn die Franzosen seine beßten Stücke lesen könnten, so würden sie, welche noch vor einem halben Säkulum an dem Witze der Deutschen beinahe für immer und ewig verzweifelten, hier solche Proben von geistvoller Artigkeit, und feiner Galanterie, in guter Bedeutung, entdecken, welche sie vermuthlich auch jetzo, nachdem sie uns auf einen bessern Fuß kennen gelernt haben, noch bei keinem Deutschen suchen würden.

Es sey mir vergönnt, einen Verfasser weiter für mich sprechen zu lassen, der Götz

vol-

völlig nach meinem Gedanken charakterisirt hat. *)

„Götz steht, wie mir deucht, an der Stel„le, die er auf dem deutschen Parnaß einnimmt, „allein. Viele haben ihn an Stärke der Em„pfindung, an blühender Phantasie, und leb„haftem Witze übertroffen. Auch seine Anmuth „und Grazie, den feinen Spott, und die Nai„vetät seiner Scherze hat er mit andern ge„mein. Allein die sanftglühende Wärme, die „zarte Blüthe der Empfindung, die schlanke Ge-

*) Die hier angeführte Stelle ist aus einer ausführlichen Beurtheilung der Götzischen Gedichte, im dritten Bande der Zürcherischen Bibliothek der neuesten, theologischen, philosophischen, und schönen Litteratur hergenommen. Diese Beurtheilung, die oben S. aus der Vorrede zu den Analekten von Lessing angeführte Stelle, und die gegenwärtige Preisabhandlung haben einen und ebendenselben Verfasser.

„Gewandtheit des feinsten Geistes, und vor al„lem jene so viel bedeutende als wenig ver„kündende ächt griechische Simplicität hat er „meines Wissens in diesem Grade mit keinem „gemein. — Einige seiner kleinen Stücke dün„ken mich ganz im edeln griechischen Geschma„cke gedichtet, und würden, nach meinem Ge„fühle, neben den schönsten Blumen der An„thologie mit Ehren stehen können.

„Daß ein Dichter von so feiner Empfin„dung auch die schwere Kunst geistreich zu tän„deln, und fein zu scherzen verstehe, darüber „wird sich wohl niemand verwundern. Auch „hierin ist Götz ein Meister. Ich könnte zwan„zig Beispiele für Eines anführen. — Möchten „doch junge Dichter von ihm lernen, daß zu „einem feinen Lobe etwas mehr gehöre, als „beide Backen voll zu nehmen, und dem gelob-

„ten

„ten Gegenstande den Weihrauch ins Angesicht „zu blasen!

„Eben diese Feinheit verläßt unsern Dichter „auch dann nicht, wann er spottet. Sein Sa„tyr macht keine Bocksſprünge, schneidet keine „Gesichter, und schlägt auch nie ein gellendes „Hohngelächter auf. Schalkhaft lächelnd, „bleibt er nicht nur dem uninteressirten Zuschauer „liebenswürdig, sondern er gewinnt zuweilen „sogar dem Belachten ein Mitlächeln ab.

„Nicht nur pflückt unser Dichter Blumen, „um daraus Kränze zu flechten: auch die Kunst „versteht er, erquickenden Honig daraus zuzu„bereiten. Manche schöne Wahrheit, manche „feine Bemerkung giebt er uns entweder neben„bei zum Gewinn, oder er macht es zu seinem ei„gentlichen Zwecke, die Weisheit mit allen Rei„tzen der Dichtungskraft ausgerüstet, vor uns

„hin-

„hinzuführen. Ein Meisterstück von dieser Gat„tung ist das kleine didaktische Gedicht über „das Vergnügen, welches auf zwo Seiten „so viel wichtige Wahrheit enthält, daß sich „der Stoff sehr leicht zu einer philosophischen „Abhandlung über diesen Gegenstand erweitern „ließe. Und dies ist nun nicht etwa eine Pre„digt in Versen, sondern in eigentlichem Sinne „ein Gedicht, wenn anders wahrhaft poetische „Behandlung eines an sich undichterischen Stof„fes je billige Ansprache auf diesen Namen ge„ben kann.

„Götz, der sich durch den Umgang der „feinern Welt vornemlich gebildet zu haben „scheint, hat mit ihrem Guten nicht selten auch „ihre Fehler angenommen. Wenn in dieser „Schule der Geist sich feilet, die Empfindung „sich veredelt, der Ton feiner, und der Aus„druck gewählter wird, so verliert hingegen der

Ge-

„Geschmack leicht von einer andern Seite, „wenn er nicht durch die Fackel der Kritik, „und durch unausgeseztes Studium des Schö„nen im rechten Gleise erhalten wird. Der „Geschmack der Weltleute hat auch seine Klip„pen: seine Regel ist nicht immer das ewige „und unveränderliche Gesez des Schönen. Je „mehr er sich von allem, was rohe, niedrig, „und pöbelhaft ist, entfernt, desto grösser ist „sein Hang zum Kostbaren, und Gesuchten. „Die Sprache des Umganges ist oft weit we„niger Natur, als Sitte; sie hat so viele „konventionelle Schönheiten, so viele erborgte „Artigkeiten, so manches das erlernt wird, „und wieder vergessen werden muß, so bald „man vor dem Publikum als Schriftsteller auf„treten will. Und von dieser Seite hat sich, „wie mir deucht, Götz nicht genug vorge„sehen.

Alle Theile dieses Urtheiles wird man an seinem Orte durch hinlängliche Belege bestätiget finden, welche nun freilich nicht hieher gehören. Eine kleine Ausnahme, welche ich mir unmöglich versagen, und mit welcher ich mich kaum begnügen kann, wird man mir wenigstens diesmal erlauben.

Auf den Tod der Laura.

Wär es Göttern vergönnt zu weinen, sie hätten, o Laura,
Mit verhülltem Gesicht, da du gestorben, geweint.
Was sie konnten, das thaten sie: seine Fackel verlöschte
Hymen, und Amor zerbrach seufzend den goldenen Pfeil.
Ob dein Tod Unsterbliche gleich und Sterbliche rührte,
Hat er am meisten doch mich, deinen Verlobten, betrübt,

Daß

Daß ich die Seelen beneide, die dich zu den
Schatten begleiten,
Und in Elysiens Thal früher dein Ange-
sicht sehn.

Hätten wir nur ein Paar Bogen voll solcher Gedichtchen — wahrlich, ich würde mich auf die Vergleichung mit der griechischen Anthologie, von welcher ich nun zum voraus wenig Gutes ahnden kann, herzlich freuen.

Die Rückseite von Götz ist Bürger. So wie jener ein Dichter für die feine Welt, so ist dieser ein Dichter für das Volk. So wie er, hat noch kaum Einer seine Leyer herabgestimmt, ohne sie ganz zu verstimmen. Für alle Klassen von Lesern ist er geniesbar. Alle werden ihn verstehen, und fühlen: aber auch beinahe ein jeder wird wähnen, ihn mehr als alle zu verstehen, und zu fühlen. Empfindung

für Empfindung, Gedanke für Gedanke wird jeder glauben, das Seinige zurückzuempfangen, und auf jedem kleinen Zuge seinen Stempel zu erkennen. Es wird uns wol thun, einen Mann gefunden zu haben, der unsere Gefühle so trefflich zu sagen weiß, und wir werden uns geschmeichelt finden, einen Schaz von Empfindung, Geist, und Laune in uns selbst zu entdecken, der uns bis dahin verborgen geblieben war.

Bürgers Lied scheint von der Hand weg zu entstehen, und aus unserer Seele, wie von einem Knaul sich loszuwinden. Keine Lücken und Sprünge verrathen uns die Mühe des Dichters. Die Reihe der Gedanken und Empfindungen fügt sich so natürlich, daß man jede derselben, noch ehe sie gesagt war, dunkel empfunden zu haben glaubt. Alles ist mit dem sichersten Griffe aus dem Mittelpunkte gehoben:

alles, nicht gut, sondern einzig gedacht, empfunden, und gesagt. Der Ausdruck scheint dem Gedanken, nicht angepaßt, sondern angeschaffen. Was in dem ersten Augenblicke uns als Eigensinn, oder als Nothbehelf vorkömmt, das wird der zweite und dritte uns als die glückliche Kühnheit eines Mannes empfehlen, der mit seiner Sprache zu wuchern versteht.

Fast durchgehends ist sein Gesang nichts, als ein loses, muthwilliges Spiel. Er scheint beinahe immer nur zu präludiren, bald, um uns fühlen zu lassen, was er könnte, und bald, um des fruchtlosen Schweisses mancher seiner Konsorten zu spotten. Diese Empfindung drängt sich mir allemal auf, so oft ich sein meisterhaftes Lied an den lieben Mond lese. Sollte man nicht glauben, daß der Dichter die Dichterlinge herausfodere? Mir wenigstens deucht, daß ich eine wahre Satire auf die

abgeschmackten Liebeleien lese, welche unsere poetischen Kinder mit dem lieben Monde so oft getrieben haben. Er hält darin durchaus, wenn ich so reden darf, den Schritt des Fußgängers: und doch ist darin so viel Poesie, so viel wahre, ungekünstelte Empfindung, mit so viel drolliger Laune vermischt, daß man nicht weiß, von welcher Seite man den Dichter am meisten bewundern soll.

Alle die Züge, welche sonst in einzelnen Liedern zerstreut vorkommen, findet man in diesem, und in verschiedenen andern beisammen. Diese Vermischung des Gefühlsvollen und Zärtlichen mit loser Schalkheit, und Muthwillen, und Schnurrigkeit, kleidet Bürgern, unter allen deutschen Dichtern allein, und kleidet ihn gut: denn sie trägt das ächte, unverfälschte Gepräg seines Geistes. Solche Charaktere finden sich äusserst selten, aber doch finden sie sich.

Was

Was Shakspear dem Drama, ebendasselbe ist in dieser Rücksicht Burger dem Liede. Und was die Affen des Deutschen sind, das sind auch die ungewaschenen Nachahmer des Britten. Ihr tragikomisches Geheul soll uns in Einem Athemzuge zu weinen und zu lachen machen: aber gewöhnlich bleibt es beim Lezten.

Etwas anders ist ein Dichter für das Volk; etwas anders ein Dichter für den Pöbel. Viele haben den Volkston von Bürger anzustimmen versucht, und sind unausstehlich geworden. Um dem Volke verständlich und geniesbar zu werden, haben sie die niedrige Denkungsart des Pöbels, seine abgeschmackten Irrthümer und Vorurtheile angenommen, und eine Sprache geredet, welche man sonst nur von Trödelweibern und Handwerksgesellen zu hören gewohnt war. Sie haben recht einfältig gethan, um desto feiner zu scheinen, und haben

nicht gewußt, daß diese Larve nur demjenigen gut steht, der in der That nichts weniger als einfältig ist, und daß ein Narr eckelhaft wird, wenn er uns das für Larve geben will, was sein Gesicht ist. Bürger hat in seinem Minnesinger, einem der vortrefflichsten Lieder, und in verschiedenen andern, die auffallendsten Beweise gegeben, daß der wahre Volkston mit Delikatesse der Empfindung und des Ausdruckes sich sehr wol verträgt. Dessen ungeachtet ist auch er von dieser Seuche seines Jahrzehends nicht überall unangesteckt geblieben. In einigen seiner spätern Stücken herrscht hin und wieder eine Kraftsprache, welche der gute Geschmack für Kontrebande erklären wird. In andern hat er seine Kunst an einen Stoff verschwendet, der die Arbeit nicht lohnt. So sehr ich zum Beispiel, seine Lenore als ein Meisterstück von Poesie schätze, so sehr ich die Zaubermacht seines Genius, und die Kraft der lebendigen

Dar-

Darstellung bewundere, welche die Seele mit Schauer erfüllen, und vor unserm Blicke Himmel und Erde schwindelnd herumdrehen, so sicher wird meinem Verstande allemal, und ich hoffe nicht dem meinigen allein, dieses ganze Stück als ein abgeschmacktes Ding erscheinen. Von einem so vortrefflichen Kopfe erwarte ich übrigens in der neuen, ankündigten Ausgabe Veränderungen, welche von reifem Geschmack und Urtheile zeugen, und auch eine Vorrede, welche weniger jugendlich klingt.

Vier solche Dichter, wie Hagedorn, Gleim, Götz, und Bürger sind, welch ein Gewicht legen sie nicht in die Waagschaale der Litteratur ihres Volkes! Gesezt auch, daß wir keinen derselben einem Anakreon und Katull zweifellos an die Seite zu setzen wagten, so wird doch vielleicht mehr als Einer unter ihnen seyn, von dem sich in Rücksicht auf jene Dich-

ter sagen läßt, was Quinctilian vom Virgil in Rücksicht auf den Homer sagt: Homero secundum esse, propiorem tamen primo, quam tertio.

Ich finde es nicht zu meinem Zwecke dienlich, hier noch von andern Liedern des Alterthums, als zum Beispiel von den Scolien der Griechen, noch auch von andern Arten des lyrischen Gesanges, unter welchen vornemlich die Elegie noch übrig wäre, zu reden. Wiewol von den erstern mehr als Ein schönes Stück zu uns hinübergerettet ist, so sind sie doch hauptsächlich eine Ausbeute des Litterators. Und was die Elegie betrifft, so sind bekannter Massen ihre Grenzen von den neuern Kunstrichtern genauer abgesteckt worden. Ueberdies haben zwar die Deutschen unstreitig einige gute Elegien; aber daß sie keinen Elegiendichter haben, der sich mit guter Art neben einen Tibull

bull hinstellen liese, davon wird mir jeder Kundige den Erweis willig schenken.

Wenn noch irgend eine Ausnahme zu machen ist, so wird sie die Kriegeslieder des Tyrtäus betreffen, welche von der Elegie nichts haben, als die Versart. Gegen ihn tritt Gleim muthig auf den Kampfplaz, und wenn je ein Deutscher einem Griechen die Palme streitig machen kann, so wird er es seyn.

Dieser, als erotischer Dichter, so zärtliche, weiche, und liebliche Liedersänger, geht in seinen Siegesliedern eine ganz neue Bahn, auf welcher er unsterblichen Ruhm gefunden hat. Hier ist die deutsche Poesie, was sie sonst so selten, und was die griechische fast immer ist, und wodurch sie sebstständiger, und lebendiger, als durch den Einfluß aller Musen wird — wahrhafter Nationalgesang. So wie der Grie-

che die Helden vor dem Siege zum Streit entflammt, so singt der Deutsche die Thaten der Helden nach dem Siege. So wie jenen die Erwartung naher, wichtiger Auftritte, so begeistern diesen die unglaublichen Wunder des größten aller Könige.

Tyrtäus singt für die Griechen, als ein Grieche. Grosse Gesinnungen, und edle Gefühle sind der Stoff seines Liedes, sein Ton Würde und Hoheit, und jene ruhige Grösse der Helden der Vorwelt; und diesen Ton verleugnet er nie. — Gleim singt als ein Deutscher für Deutsche. Sein Gesang hat mehr Feuer und und Lebhaftigkeit, einen männlichen Nachdruck, und eine kriegerische Härte, welche zu dem angenommenen Charakter vortrefflich paßt. Auch ist er vielseitiger als Tyrtäus. Starke Gemälde, und erhabene Gedanken und Bilder

wech-

wechseln immerfort mit Empfindung, Wiz und bitterm Spott auf den Feind:

Ihn schlägt sein muthiger Gesang,
Wie Friederich ihn schlug.

Der griechische Dichter hingegen dreht sich in einem engern Kreise, und scheint sich so gar hier und dort zu wiederholen. Das nehmliche würde ohne Zweifel auch Gleim widerfahren seyn, wenn er die Rolle getäuscht hätte. Denn unstreitig ist der Schlachtgesang seiner Natur nach weit enger begrenzt, als der Siegesgesang. Wenn Tyrtäus den allgemeinen Betrachtungen und Gesinnungen, auf welche er eingeschränkt ist, nur immer neue Form und Gestalt giebt, wenn er sie jedesmal gleich lebendig und anschaulich zu machen weiß, so hat er alles gethan, und keine seiner Wiederholungen ist fehlerhaft: denn seine Lieder alle haben im Grunde nur Ein Thema. Alle singen Muth, und Verachtung der Gefahr und des

Todes,

Todes, die Ehre des Helden, das Glück des Siegers, und die Schande der Feigheit. Gleim singt nicht das Allgemeine, sondern das Einzelne. Daher sind seine Lieder so mannchfaltig, als die Thaten und Siege seiner Helden. Daß er jeden hervorstechenden Zug auszuheben, und lebendig und kräftig darzustellen gewußt hat, ist unstreitig ein Verdienst von ihm, aber dieses Verdienst giebt ihm keinen Vorzug vor dem Griechen; denn er würde es ohne diesen Stoff nicht haben. — Beide Dichter sind gleich vortrefflich in ihrer Art, beide gleich würdig der Unsterblichkeit.

Didaktische Poesie.

I. Lehrgedicht.

In diesem Fache spielen die Griechen keine Rolle. Denn Empedokles, Nikander und andere haben, so wie die Gnomologen, mehr

Verse

Verse als Poesie geschrieben, und Hesiodus scheint beinahe allein unserer Aufmerksamkeit würdig.

Man hält insgemein seine Werke und Tage für ein Gedicht über den Feldbau, welchem Virgil seine Georgica nachgebildet habe. Das eine ist blos halb wahr, das andere grundfalsch. Virgil hat aus ganz andern Quellen geschöpft. Dem Hesiodus ist er kaum so viel schuldig, als dem Lukrez, welchem er auch einzelne Verse hin und wieder nachgebildet hat. Die Regeln über den Feldbau sind der kleinere Theil des hesiodischen Gedichtes. Die Vorschriften, wie man es mit Nachbarn und Freunden zu halten habe, in welchem Alter man heurathen, wenn man Kinder zeugen, in welcher Jahrszeit man die See befahren soll, und noch hundert solche Dinge gehören wenigstens nicht unter diese Rubrik. Eine Sammlung

lung von Klugheitslehren, von ökonomischen so wol als moralischen und religiosen Vorschriften und Regeln, nebst einem Verzeichnis der zu jedem Geschäfte tauglichen oder nachtheiligen Tage, dies, und anders nichts ist es, was man hier zu suchen hat.

Als eine wichtige Urkunde der Vorzeit hat dieses Gedicht unstreitig einen sehr grossen Werth, einen geringern als Poesie. Der Geist des hohen Alterthums, und die unnachahmliche Einfalt des ersten Alters der Dichtkunst lebt und webt darin überall: und dies ist, wo nicht sein einziges, doch sein größtes Verdienst. Der Plan ist von der äussersten Einfachheit. Die Klugheitsregeln, und die moralischen Lehren gehen voran; die hauswirthschaftlichen folgen, und die religiosen schliesen, jedoch nicht ohne alle Vermischung. Einzeln fügen sie sich oft nicht besser, als die Sittensprüche der Gnomologen.

Sie

Sie sind alle ohne den mindesten Schmuck vorgetragen. Aber sie führen das Gepräge der Erfahrung, und des gesunden Verstandes, und sind oft mit einer bewundernswürdigen Ründe und Naivetät gesagt. So zum Beispiel, wenn er räth, den Nachbar noch eher als den Verwandten zum Gastmal zu laden, weil bei jedem dringenden Vorfall der Nachbar, so wie er steht, herbeiläuft, der Verwandte hingegen zuerst sich ankleidet. So, wenn er seinem Bruder Perses die Lehre giebt, sich ein eigenes Gespann Ochsen zu halten. Denn, heißt es, bald ists zwar gesagt, gieb mir deine Ochsen, und deinen Wagen, aber auch bald ists abgeschlagen, und gesagt, meine Ochsen haben zu schaffen. Eben so rund und naiv ist auch die ganze Stelle, worin er dem einfältigen Perses, des Schenkens und Borgens müde, für die Zukunft Backen und Mahlen rein abschlägt. Solche Züge sind, wenn

man will, keine poetische Schönheiten, aber sie halten ihnen die Waage, und ich verspreche mir von dem Geschmacke dessen, der keinen Sinn für sie hat, nichts Grosses. — Ueberhaupt dünkt uns, daß wir in diesem Gedichte das lebendige Gespräch eines klugen, und erfahrnen Alten hören, dessen lehrreichen Unterhaltung man kleine Unordnungen, und Wiederholungen gern vergiebt, und über dessen süssem Geschwätze man den Schmuck der Einkleidung wenig vermißt.

Doch ich gehe zu den Römern über, welche in dieser Gattung mehr als Ein Meisterstück aufzuweisen haben. — Zuerst tritt Lukrez auf, der ein philosophisches Lehrgedicht über die Natur der Dinge geschrieben hat. Ueber den Werth dieses Werkes sind die Stimmen sehr getheilt. Lukrez hat eben so wol unmäsige Bewunderer, als auch Tadler gefunden, welche

welche ihm alles poetische Genie rein absprechen. Zwischen beiden Extremen liegt das Urtheil des Cicero, welcher in diesem Gedichte mehr Kunst, als Genie findet.

Vielleicht wird es nicht schwer seyn, die entgegengesezten Meinungen zu vereinigen, wofern man die einzige Vorsicht gebraucht, den Dichter von seinem Werke zu trennen. Ob Lukrez poetisches Genie besessen habe? Wer das leugnet, der hat entweder seine Anrufung nicht gelesen, oder er weiß nicht, was er sagt. So wie hier, ist bis auf diesen Tag die Göttin der Liebe und die Mutter aller Schönheit noch nie besungen worden. Sie selbst scheint allen Zauber ihres himmlischen Liebreitzes über dieses kleine Stück ausgegossen zu haben. Welches Leben, und welche Thätigkeit wimmelt nicht in der Beschreibung von der Ankunft der Göttin und des sie begleitenden Frühlings! Wo wird man

mir ein so weiches und delikates Gemählde zeigen, wie das von dem am Busen der Göttin liegenden, und zu ihrem Antliz emporlechzenden Mavors ist! Und in diesem allem welch ein würdiger, und edler Ton! Welch ein sanftes und liebliches Kolorit! Welche Grazie und Feinheit im Ausdruck! Und welche unnachahmliche Harmonie in dem edelschwebenden Gang, und dem gedämpften Wolklang des Verses! Ein weiches, wollustvolles, aber reines Gefühl schleicht uns durch jede Ader und Nerve; und zittert uns, gleich dem Erwachen der allgebährenden Natur im Frühling, durch jeden Vers in die Seele. Wer in diesem einzigen Stücke den Dichter nicht bis in die Fingerspitzen fühlt, mit dem würde ich hierüber weiter kein Wort verlieren.

Allein ich werde mich wol hüten, diese Stelle zum Maaßstabe für das Ganze zu nehmen,

men,

men, oder zu geben. Sie ist einzig, in und ausser dem Lukrez. Bald nach der Anrufung verschwindet der Dichter, und läßt statt seiner den Versmacher auftreten. Wir werden ihn kaum hier und dort in einigen nicht sehr beträchtlichen Stellen wieder erscheinen sehen, aber in keiner derselben mit dem vorigen Glanze. Ich weiß wol, daß die Beschreibung der Pest im sechsten Buche, insgemein sehr bewundert wird: aber auch diese Stelle werde ich nicht ausnehmen. Es ist wahr, sie hat einzelne schöne Züge: aber in der Behandlung des Ganzen, und in der Auswahl der Theile vermisse ich den Dichter allzusehr. Mit ängstlicher Genauigkeit schleicht hier Lukrez hinter seinem Thucydides her. Statt uns das Uebel vornehmlich in seinen Wirkungen zu zeigen, statt die wirksamsten und frappantesten Züge in ein Ganzes zu vereinigen, um die verheerende Wuth der schrecklichen Seuche in einem an-

 schau-

schaulichen Bilde vor die Phantasie des Lesers hinzustellen, liefert er uns eine umständliche Beschreibung der Krankheit, und aller ihrer innern und äussern Symptome, wobei es an medicinischer Eckelhaftigkeit zuweilen nicht fehlt. Es läßt beinahe durchgehends nicht anderst, als wenn wir das getreue Visum Repertum eines Arztes läsen. Wer übrigens zu wissen verlangt, wie ein solcher Gegenstand poetisch behandelt werden kann und soll, der vergleiche die Parallelstelle beim Virgil.*)

Von dem Werke, im Ganzen genommen, brauche ich kaum zu reden. Es herrscht beinahe überall eine solche Trockenheit und Dürre darin, daß man, um das Gedicht in wahre eigentliche Prose zu verwandeln, es meistens einzig und allein vom Vers entkleiden darf. Freilich

*) Georgic. L. III. v. 478. bis zum Ende.

lich hat die Unfruchtbarkeit der Materie hieran auch einigen Antheil: allein ich möchte es nicht auf mich nehmen, darin die complete Rechtfertigung des Dichters zu suchen. Auch der undankarste Stoff kann durch die Kraft des Dichtergenies gehoben werden: auch die abstraktesten Lehren und Wahrheiten lassen sich in ein Gewand hüllen, wodurch sie dem Leser lebendig und anschaulich werden. Vergebens wird man mir selbst die in ihrem Wesen so äusserst öde und unfruchtbare Atomenlehre vorhalten. Wer zweifelt, ob auch solche, und ähnliche Gegenstände noch eines gewissen Grades von poetischem Schmucke und sinnlicher Darstellung empfänglich seyen, der nehme die kleine Mühe über sich, die beiden unter dem Text stehenden Stellen ein wenig genauer zu vergleichen *)

*) Quin etiam repetunt a cœlo, atque ignibus ejus,
Et primum faciunt ignem se vertere in auras
Aeris;

Leider haftet das Uebel an dem prosai-schen Ausdrucke weder größtentheils, noch allein. Der völlig undichterische Plan, die gar zueinfache Komposition der Theile, die allzu-gemessene Ordnung, und der steife regelmäsige Gang lassen uns den Philosophen keinen Augenblick aus dem Gesichte verlieren. Der Leser sieht jeden Schritt, den er zu thun hat, schon von weitem. Hier hat alles Anfang, Mit-

Aeris: hinc imbrem gigni, terramque creari
Ex imbri, retroque a terra cuncta reverti,
Humorem primum, post aera, deinde calorem:
Nec cessare hæc inter se mutare, meare
De cœlo ad terram, de terra ad sidera mundi.

Lucret. I. 782. seqq.

— resolutaque tellus
In liquidas rorescit aquas: tenuatus in auras
Aeraque humor abit: demto quoque pondere rursus,
In superos aer tenuissimus emicat ignes.
Inde retro redeunt, idemque retexitur ordo.
Ignis enim densum spissatus in aera transit;
Hic in aquas; tellus glomerata cogitur unda.

Ovidii Metam. L. XV. v. 245. seqq.

Mittel, und Ende. Beweise häufen sich auf Beweise, Schlüsse drängen sich an Schlüsse. Alles ist eine ewige Demonstration, alles eine Kette, deren Glieder hart und eisern in einander greiffen, und von keinen Rosen umschlungen sind. Wer ein bisgen nachschlagen wollte, wie oft, zumal in den ersten Büchern, einzelne Paragraphen mit den Worten, Principio, Tum porro, Præterea, Quin etiam, Quod si forte, Denique, Postremo, Huc accedit, Adde etiam anheben, und wie oft und viel diese Uebergänge alle, nach der Reihe, wieder und wieder wechseln, der wird gestehen müssen, daß es auch der wachsamsten Miliz unmöglich sey, die Pässe schärfer zu besetzen.

Befremden wird es, nach diesem, wol niemand, daß Cicero in der Natur der Dinge wenige Schönheiten des Dichtergenies gefunden habe. Im Gegentheil dürfte sich mancher wun-

dern, worin eigentlich die Kunst liege, welche er diesem Gedichte zugesteht. Wenigstens liegt sie, wie wir gesehen haben, nicht in einer klugen Auswahl, noch in einer schlauen Verbindung der Theile: nicht in einem feinangelegten Plane, der den methodischen Gang verbirgt, die Gegenstände mehr nach den Gesetzen der Phantasie, als nach logischer Ordnung reihet, und uns durch angenehme Krümmungen, und blumenreiche Irrgänge zum Ziele führt. Dies ist die Kunst des Dichters; und von dieser trift man im Lukrez nicht eine Spur an. Dafür aber besizt er die Kunst des Räsonneurs, (man erlaube mir dieses Wort; ich weiß kein deutsches von gleichem Gehalte,) und besizt sie in einem vorzüglichen Grade. Es fehlt ihm weder an Scharfsinn in Erfindung der Beweise, noch an erfindsamem Witze, und sinnreichen Wendungen, um sie aufzustutzen, noch an Feinheit, um ihre Blösen zu decken, noch an

schlauer

schlauer Vorsicht, um Einwürfen zu begegnen, oder auszubeugen, und den Gegnern ihre Ränke abzulaufen, noch an allem dem, was nöthig ist, um eine gute Sache gut zu verfechten, oder eine schlechte ins vortheilhafteste Licht zu stellen. Diese Kunst war es ohne Zweifel, welche Cicero meinte, und ihm mußte sie um so viel mehr auffallen, je mehr er gegen dieses System eingenommen, und je grösser die Verachtung war, die er gegen den Urheber desselben in seinen Schriften bei jeder Gelegenheit bezeugt.

Ich habe nicht den geringsten Zweifel, daß Lukrez sein Gedicht, als Gedicht, weit besser hätte machen können, und es auch weit besser gemacht haben würde, wenn er weniger für den Stoff, und mehr für die Form gesorgt hätte. Offenbar hat er auf den einen alles verwendet, auf die andere beinahe nichts. Er hat

der

der Gründlichkeit und Vollständigkeit, Schönheit und Grazie ohne Reue aufgeopfert. Er hat nicht so fast ein Lehrgedicht über die Natur der Dinge singen, als vielmehr das System seines Meisters in Versen vortragen wollen. Und dies hat er vortrefflich gemacht. Laßt uns weniger sein Unvermögen, als den Irrthum beklagen, der ihn um eine Stelle unter den größten Dichtern des Alterthums gebracht hat.

Auch wir haben ein Gedicht über die Natur der Dinge. Es ist das Probestück eines Jünglings, welcher damals Männer beschämen konnte, und der in reifern Jahren das Erstaunen seiner Zeitgenossen geworden ist. Was auch immer Philosophie und Kritik an seinem Werke auszusetzen finden möchten, so werden sie doch weit mehr den Muth und das Glück des jungen Helden bewundern, der mit einem Stof-

fe

se gerungen hat, welcher die vollen Kräfte eines ausgebildeten Mannes zu fodern scheint. Wie würden die deutschen Musen sich freuen, ihn noch einmal diesen Kampfplaz beschreiten zu sehen, um einen Lorbeerkranz zu verdienen, den sie vor allen seinen Zeitgenossen, am liebsten ihm aufheben zu wollen scheinen! Ich werde in diesem Artikel wieder auf ihn kommen, und halte mich darum nicht länger bei diesem Gedichte auf. Wenn Herkules gleich damals, als er, in der Wiege die zween Drachen erwürgte, den größten Beweis seiner Stärke gab, so spricht man von seinen spätern Thaten doch lieber.

Ein Meisterstück der didaktischen Poesie, und eines der schönsten Gedichte, welche das Alterthum aufzuweisen hat, sind Virgils vier Bücher über die Landwirthschaft. Dieses in seiner Art einzige Werk ist das schimmerndste

Tro-

Tropäum, womit die lateinische Dichtkunst pranget. Es hat neben allem, was groß ist, seine Stelle, und nimmt sich unter allem Grossen durch seinen fleckenlosen Glanz aus. Selten ist eine hervorstechende Schönheit ohne Mängel. Selbst Homer hat zuweilen geschlummert. Die Ilias enthält doch immer einigen, die Aeneis reichen Stoff zur Kritik: und der Messias hat, bei ausserordentlichen Schönheiten, beinahe nicht geringere Fehler. Nur das Mittelmäsige scheint dem Tadel entgehen zu können. Ein unbeneidetes Glück, für welches man auf Bewunderung Verzicht thut! Fast ist es ein verzeihlicher Wahn, daß Grösse und Fleckenlosigkeit sich einander nie begegnen können. Aber daß es ein Wahn sey, beweist das Werk, von welchem ich rede. Es entzückt den Liebhaber und Kenner, und entwaffnet die streitsüchtigste Kritik.

Unstreitig hat der didaktische Dichter eine schwerere Rolle als jeder andere. Ein an sich poetischer Stoff entzündet sich mit dem ersten Funken, der in die Seele des Dichters fällt: er unterhält und nährt die Flamme der Begeisterung auch da noch, wo sie, ermattet, sich zu legen anfängt, und nur schwächer lodert. Aber die innere Kälte eines dogmatischen Stoffes liegt mit dem Feuer des Dichters, welches sie bauen will, in einem steten Kampfe. Daher sind öftere Digressionen und Episodien, an denen die entkräftete und ertödtete Begeisterung sich wieder erholen und entzünden kann, dieser Gattung so vortheilhaft, und beinahe unentbehrlich. Aber kein Dichter bedarf ihrer so wenig, als Virgil. Bei ihm sind sie eine grosse Zierde seines Gedichtes, aber keine Stützen, die es aufrecht halten sollen. Er weis auch ohne sie den Leser stets zu unterhalten, und zu vergnügen; aber wenn er ihn einmal

entzücken will, dann giebt er ihm eine Digression zum beßten.

Kein Dichter von allen hat jemals das res verbis vincere, und angustis addere rebus honorem, so verstanden, und geübt, wie er. Ich möchte den sehen, der mir in allen diesen Büchern eine einzige matte Stelle, einen einzigen schleppenden Vers, und ich wage es keck, es zusagen, einen einzigen prosaischen Ausdruck zeigen wollte. Den gemeinsten Dingen weiß er ein Ansehen, den niedrigsten Anstand und Würde, den abgenuztesten Glanz und Neuheit zu ertheilen. Der Stoff streube sich unter seinen Händen noch so sehr: er wird über ihn den Meister spielen, und das, was ein anderer mit Mühe und Kunst erträglich gemacht zu haben, sich glücklich schätzen würde, so zu bilden, und zu gestalten wissen, daß der Kenner daran sein Entzücken sieht. Ein anderer versuche es nach ihm, alle landwirthschaftlichen Geräthe und

Werk-

Werkzeuge vom Pflug bis zur Wanne hinter einander auszuführen, und in fünf Verse so manchen mahlerischen Zug, und so manche Saamen religioser und gelehrter Kenntnisse zusamenzudrängen: *) oder er lege so viel Leben und Anmuth in die Erwähnung der Maus, und des Maulwurfes, und der Kröte, und des übrigen dem aufgeschütteten Getraide schädlichen Ungeziefers: **) oder er spreche mit so vielem Anstand, so feiner Wahl, und so viel ästhetischer Kraft von den Mitteln die Schaafe von der Räude zu bewahren, oder sie davon zu heilen. ***) Ich enthalte mich, mehrere Beispiele anzuführen. Der fleisige Leser Virgils wird ihrer ein ganzes Heer im Gedächtnisse haben, aber unter allen gewiß nicht Eine unedle, matte, oder prosaische Stelle.

*) I. 162. — **) II. 180. — ***) III. 440.

Wenn wir in solchen Proben den Dichter schon bewundernswürdig finden, wie sehr wird er uns nicht erst da entzücken, wo er minder durch seinen Stoff gehemmt ist! Welche Stärke und welcher Reichthum herrscht nicht in allen seinen Beschreibungen, wie viel Leben in jedem Bilde, und in jedem kleinen Zuge wie viel kecke Bestimmtheit und Ausdruck! Wo findet man etwas von jener übertünchenden Schminke, welche dem Auge und von ferne schön glänzt, und bei nahem den trockenen Pinsel fürchtet? Selbst die beßten Dichter sind gewöhnlich damit zufrieden, die sinnlichen Vorstellungen in der Seele, so wie sie schlummern, zu wecken. Virgil berührt unsere Augen mit einem Zauberstabe, daß wir die Gegenstände so sehen, wie vormals nie. Jeder von uns hat auch schon einen Kürbis gesehen; aber wer hat ihn so gesehen, wie ihn Virgil uns zeigt? bei welchem

— tor-

— tortus per herbam
Crescit in ventrem cucumis. —

oder welches Menschen Phantasie ist je der einfache Gedanke des Einpropfens unter solchen Bildern erschienen, wie diese sind?

— steriles platani malos gessere valentis:
— — — ornusque incanuit albo
Flore piri, glandemque sues fregere sub ulmis.
— — — — — —
Exiit ad cœlum ramis felicibus arbos,
Miraturque novas frondis & non sua poma.

Wem solche Stellen einzeln vorgehalten würden, der könnte sie leicht für die Frucht eines seltenen Augenblickes halten, in welchem die Muse ihren Liebling vorzüglich begünstigen wollte: allein wer das Ganze kennt, der weiß, daß man nicht lange darnach suchen darf.

Eben das prachtvolle glänzende Kolorit, welches uns in der Arneis entzückt, stralt auch

in diesem Gedichte überall mit den glühendesten Farben. Auch hier finden sich Politur und Kraft, Eleganz und Nachdruck, feiner Geschmack, reife Beurtheilungskraft und Feuer unzertrennlich beisammen. Jedes Wort ist, wie aus tausenden gewählt, unverbesserlich und einzig, und doch scheint jedes durch den kühnen und glücklichen Griff des gotterfüllten Sehers hervorgelangt. Alle seine Verse tönen dem Ohr wie Musik. Sie haben alle die Rundung, und den harmonischen Fall, welchen die sorgsame Feile ihnen geben kann, aber dabei auch jene Fülle und Kraft, welche die Feile gewöhnlich wegschleift.

Soll ich noch von dem meisterhaften Plane reden, nach welchem alle Theile sich auf dem Wege zusammenfinden, und sich so fügen, wie die beßte Vertheilung von Licht und Schatten es will? Oder von den herrlichen, mit dem

Stoffe so schön verbundenen Digressionen und Episodien, in welche die durch den dogmatischen Theil gehemmte Begeisterung, gleich einem durchbrechenden Strome sich mächtiger und freier ergießt? Ich habe es schon gesagt, daß dies keine Stützen sind, welche das Gedicht aufrecht halten sollen, nicht einzelne Gebüsche und Quellen, um den ermüdeten und lechzenden Wanderer ein wenig zu erfrischen. Virgil führt uns unter steten Schatten fort; aber am Ende jedes Gesanges verliert sich der Lustgang in ein weites Thal, die Reihe von Bäumen in Fruchtwälder, und der rieselnde Bach in einen spiegelnden See.

So unverbesserlich übrigens dieses Gedicht auch seyn mag, und so sehr auch die dichterische Phantasie und die bildnerische Kunst Virgils darin im hellsten Glanze stralet, so leicht werden seine Tadler es haben, ihm hier so wol als in der Aeneis eigene Erfindungskraft und innere Frucht-

barkeit des Genies abzusprechen. Hundert Quellen und Bäche können sie uns nennen, aus welchen Virgil getrunken oder geschöpft habe; einen Aristoteles, Theophrast, und Cato, einen Nikander, und Aratus, einen Ennius, Lukrez, Lucilius, Varro Atacinus, und wie sie alle heisen mögen. — Wem dies so ohne weitere Umstände gesagt würde, dem könnte es leicht begegnen, daß er die Georgica für ein aus gestolenen Lappen zusammengeflicktes Wamms hielte. Allein fürs Erste frage ich, wer würde wol das mindeste von einem Raube ahnden, wenn wir von jenen Schriftstellern nichts wüßten? Fürs Zweite, zeige man mir unter allen entwendeten Stellen eine einzige, welche Virgil nicht verschönert, oder wenigstens zu seinem besonderen Zwecke umgearbeitet habe? Mag er doch meinetwegen alle sieben Weisen Griechenlandes, und alle Dichter der Vorwelt geplündert haben! Wenn ich das Werk eines Phidias

dias oder Praxiteles bewundere, so frage ich nicht nach dem Steinmez, welcher den Marmor gebrochen hat.

Wiewol die römische Poesie noch mehr als Ein gutes Lehrgedicht hat, so kann ich von keinem derselben sprechen, ohne merklich herunterzusteigen. Und dennoch ist es mir unmöglich, den Ovid gänzlich mit Stillschweigen zu übergehen. Seine beiden Gedichte von der Kunst zu lieben, und von der Kunst, sich von der Liebe zu heilen, sind wahre Meisterstücke, welche nur durch den überstralenden Glanz der Bücher über die Landwirthschaft in Schatten gestellt werden. Den oft höchst sträflichen und tadelnswürdigen Innhalt abgerechnet, wird der Kenner sie mit Bewunderung, und nicht selten mit Entzücken lesen. Nie hat ein Dichter seinen Stoff glücklicher gewählt als hier: und schwerlich konnte Amor einen so würdigen Prie-

ster finden, als Ovid. Der Flattersinn, die lose Schalkheit, und der leichtfertige Muthwill des Gottes ruhen über ihm in reichem Maase; und mit keinem Stoffe harmoniren diese Eigenschaften alle besser. Selbst die zum Theile daher entspringenden Fehler, spielender Wiz, üppige Schwelgerei, Plauderhaftigkeit, und lockere Fügung mancher Episodien, sind hier minder anstössig, und werden unterweilen selbst, wie ein Mahl an einem schönen Körper, oder ein falscher Blick an einem reitzenden Antliz zur Schönheit. Hier ist der Dichter ganz in seinem Elemente. Nirgends fliest seine Ader reicher und gleichströmender. Die Einfälle drängen und schlagen sich, wie eine Welle die andere. Die Verse gleiten überall mit einer spielenden Leichtigkeit, die uns in Erstaunen sezt, dahin. Durchaus hört man den Meister, der von seiner Kunst spricht, und bei welchem Gedanken und Ausdruck sich lange zuvor gefunden hatten.

hatten. Die psychologische Richtigkeit seiner Lehren, und die feine Menschenkenntniß, welche überall hervorleuchtet, unterhalten den Verstand nicht weniger angenehm, als seine lebhaften Sittengemählde den Beobachtungsgeist. — Kurz in dieser Gattung läßt sich wol kaum etwas vollkommeneres gedenken, als diese beiden Gedichte.

Die deutsche Poesie hat weder ein didaktisches Kunstgedicht, noch ein wissenschaftliches Lehrgedicht von vorzüglichem Werthe aufzuweisen. Zwar nennen unsere ästhetischen Lehrbücher unter dieser Rubrik Lessing über die Regeln der Poesie und Tonkunst, Kästners philosophisches Gedicht von den Kometen, und Lichtwers Recht der Vernunft. Allein wahrer Unverstand und Beleidigung jener beiden grossen Männer würde es seyn, ihre kleinen, wenn auch in mancher Absicht trefflichen

Gedichte neben das grosse Meisterstück eines Virgils hinzustellen, und sie einen Preis verlieren zu lassen, um welchen zu kämpfen sie sich sicher nicht einfallen liesen. — Bei Lichtwers Gedicht brauche ich um so weniger mich aufzuhalten, da es nach dem Urtheile eines unserer größten uud geschmackvollsten Kunstrichter schwerlich einen Leser finden dürfte, der Geduld hätte, es auszulesen.

Aber in einer andern Gattung, welche die Alten nicht kannten, oder vielleicht nicht kennen wollten, ist die deutsche Poesie über die Maassen fruchtbar; ich meine das moralische Lehrgedicht. Schade, daß dieser ganze gewaltige Vorrath, als Poesie betrachtet, nach meinem Befinden, für die Litteratur lange nicht von dem Gewichte ist, welches ein einziges Stück, wie die Georgica ihr zulegen würde. Indeß ist ein erbauliches Ding darum

nicht gerade auch ein schönes Ding, und Moral in Versen noch keine Poesie: und eben so wenig machen einzelne poetische Stellen ein ganzes zu einem Gedichte. Mit aller Achtung für die vortrefflichen Männer, deren mehrere sich in andern Gattungen als grosse Dichter gezeigt haben, sey es gesagt, daß ich sie in dieser nicht groß finde. Die Schuld hievon kann vielleicht mehr an mir, als an ihnen, sie könnte aber auch wol am Stoffe liegen, der immer höchst wichtig seyn mag, ohne deßwegen auch in merklichem Grade poetisch zu seyn. Auch die Alten scheinen dieser Meinung gewesen zu seyn, sie, welche die Moral den Hörsälen der Weltweisen überlassen, wenigstens sich ihrer zur Dichtkunst nie bedienet haben, ohne durch eine besondere Form oder Wendung das Interesse zu erhöhen, wie zum Beispiel in der Satire und Epistel. Denn, was die Gnomologen betrifft, so scheinen diese den Vers als ein pures

Er-

Erleichterungsmittel für das Gedächtniß gewählt, und auf den Namen der Dichter weiter keinen Anspruch gemacht zu haben.

Eine einzige für die deutsche Dichtkunst höchst ruhmvolle Ausnahme macht das moralische Lehrgedicht eines Mannes, der sich so manchen immergrünenden Kranz am deutschen Helikon gepflückt hat. Wielands Musarion ist, man mag sie ansehen, von welcher Seite man will, eines von den Meisterstücken, welche zu lesen und zu betrachten man niemals satt wird. Sie gleicht jenen seltenen Schönheiten, welche unser Herz nicht allmälig, sondern mit einmal erobern, und auf den ersten Blick alle unsere Sinnen bezaubern: die durch alles, was sie uns ganz oder halb zeigen, gefallen, aber durch einen gewissen geistigen, unsichtbaren, oder doch unnennbaren Reiz uns noch weit mehr entzücken, und Aug und Herz um so mehr fesseln,

seln, je weniger sie sich um uns zu bekümmern scheinen.

Statt die Rolle des Sittenlehrers selbst zu übernehmen, und in die Länge und Queere zu dogmatisiren, stellt der Dichter uns seine Betrachtungen in einer kleinen Gruppe gut kontrastirter Personen zur Schau, und führet uns durch eine Reihe von Charaktern, Situationen, und Handlungen, welche anziehend genug ist, um das Interesse zu reitzen, aber nicht genung, um den dogmatischen Zweck, welchem die Geschichte dienstbar seyn soll, zn überdämmern. Der wichtige Vortheil, welcher dadurch erzielet wird, muß jedem in die Augen fallen. Denn wer weiß es nicht, wie viel wirksamer und überzeugender die Wahrheit in Thaten als in Lehren spricht, und wie viel lebhafter das Lächerliche und Ungereimte in Personen als in Systemen auffällt?

[! kontrast : Weise / Mus.] Allein

Allein wie sehr verdienet nicht die Wahl der Personen, die Austheilung der Rollen, die Erfindung, und die so kunstlose Herbeiführung der Situationen und Vorfälle unsere Bewunderung? Ein Unglücklicher, der ein falsches System der Glückseligkeit durch seinen gegenwärtigen Zustand bereits widerlegt hat — Zween bärtige Afterweisen, die in seinem Unmuthe sich seiner bemächtigen, ihn jeder bei einem Arme packen, und der eine hier der andere dort hinaus ihn zum verfehlten Ziele hin zu führen, verheisen — und eine Musarion,

Schön, wenn der Schleier blos ihr schwarzes
Aug entdeckte,
Noch schöner, wenn er nichts bedeckte,
Gefallend, wenn sie schwieg, bezaubernd,
wenn sie sprach:
Dann hätt' ihr Witz auch Wangen ohne Rosen
Beliebt gemacht; ein Witz, dem's nie an
Reiz gebrach,

Zu

Zu stechen, oder liebzukosen
Gleich aufgelegt, doch lächelnd, wenn er
stach,
Und ohne Gift. Nie sahe man die Musen
Und Grazien in einem schönern Bund,
Nie scherzte die Vernunft aus einem schö-
nern Mund;
Und Amor nie um einen schönern Busen.

Wie sehr wird nicht durch diesen Kontrast das Interesse gereizt, und die Gruppe gehoben! Sagt, könnte die Weisheit selbst ihren Anwald besser wählen, wenn es ihr darum zu thun war, uns, bei denen leider die Vernunftschlüsse sehr oft ein kleines heterogenisches Beigewicht haben wollen, zu gewinnen? Oder wer würde wol an die Stelle dieser Musarion einen Sokrates oder Plato hinwünschen?

Die Rolle eines Sokrates oder Plato spielt nun freilich diese Musarion nicht so ganz.

Das

Das darf, und soll sie nicht. Der Reifrock und die Schleppe kleiden die schulgerechte Philosophie noch um ein gutes schlechter, als Mantel und Bart. Und wiewol die Philosophie schon bei jenen grossen Weisen weniger passend die schulgerechte heissen kann, so wird sie doch eine noch geschmeidigere Gestalt, und einen noch leichtern und gefälligern Schwung nehmen müssen, um uns mit guter Art durch den Mund einer Musarion zu unterrichten. In der That wird es auch hier nicht auf ein förmliches consilium medicum angelegt, um den guten Phanias nach den Regeln zu heilen, oder zu tödten. Musarion wirkt, indem sie schweigt, uud handelt, indem sie ruhig ist. Die Rettung ihres kranken Freundes behält sie sich allein vor, uud reizt indessen die streitsüchtige Sprachseligkeit der beiden Gecken, durch die sie sich selbst aufreiben müssen. Indem sie, voll Bewunderung, von ihnen zu lernen scheinet, schlägt ein Blick

der

der schönen Schülerin, ein Wort, ein verschobenes Halstuch der hoch in den Lüften schwebenden Weisheit die Flügel nieder.

Doch dies ist nur ein Vorspiel, um die beiden Helden, und ihre Systeme dem Leser vorläufig zu empfelen. Der so natürliche, als wolausgedachte Einfall der Musarion, das dürftige Mahl ihres Freundes durch einen nicht verwerflichen Nachtisch zu verbessern, bereitet ihnen eine Katastrophe, welche sie uns im hellsten Lichte zeigt, und ihrer Philosophie vollends den Fang giebt. Eine wahre Lust ist es, zu hören, wie der erhizte Kleanth die Tugend als das einzige Gut erhebt, und gegen alles sinnliche Vergnügen mit Heftigkeit so lange loszieht, bis er — und zwar nicht wegen allzugrosser Nüchternheit — unter den Tisch fällt: zu sehen, und zu hören, wie der entzückte Theophron erst das Schöne vom irdischen

Stoffe mit feuriger Beredsamkeit scheldet, dann beim Octochordon sich zum Lobe dieses idealischen, unsichtbaren Schönen, durch den Anblick der schlauen Chloe begeistert, und endlich, hinter dem Vorhange, in ihren Armen dem irdischen Stoffe amende honorable macht. Und, dies alles ist das Werk der Musarion, welche ohne Schwerdtstreich siegt, und die beiden Afterweisen unvermerkt dahin führt, wo sie sie haben wollte.

Sie selbst in welchem vortheilhaften Kontraste erscheint sie uns nicht gegen die philosophischen Grossprecher! Mit wie guter Art weiß sie nicht dem von seinen Grillen zurückkommenden, und seinem Ziele sich nähernden Phanias den Kopf vollends zu rechte zu setzen! Und wie viel gewinnen ihre Grundsätze durch ihr festes und standhaftes Betragen, in einer Lage, die auch für sie anfieng eine Prüfung zu werden!

Der

Der gute Phanias endlich spielt meistens eine leidende Rolle, aber nichts weniger, als eine müssige. Abgerechnet, daß sein Schicksal Interesse und Leben über das ganze Stück verbreitet, so ist er es vornehmlich, in dessen Seele der Leser sich hineindenkt, um von da aus alles, was gesagt und gethan wird, zu beobachten, und zu empfinden. In ihm fühlen wir die gefährlichen Reitze der Musarion, und die über alles triumphirende Uebermacht ihres Geistes. Mit ihm wird uns wol und übel, wenn sie ihn in seine Hütte durchaus begleiten will; und es erheben sich in unserer Seele, ich weiß nicht was für geheime nicht ganz behagliche Ahndungen bei dem Gedanken, an die bereits daselbst befindliche philosophische Gesellschaft. Mit ihm erröthen wir bei dem Stiergefechte, worin die beiden Schüler des Zeno und Pythagoras, sich überraschen lassen: und mit ihm fallen wir aus dem Feuer ins

Wasser, wenn der erzdumme Kleanth, dichte neben der goldenen Brücke, die ihm die feine Musarion gebaut hat, sich bis an die Ohren in den Schlamm wirft. Mit ihm sitzen wir am Tische oft auf glühenden Kohlen, und in ihm werden wir zulezt auch zufrieden und glücklich.

Und nun sage man mir, welcher Dichter eine so reitzende Idee, und einen so wahrhaft poetischen Plan zu einem didaktischen Gedichte jemals geboren habe. Von der vortrefflichen Ausführung dieses Planes, von dem bezaubernden Kolorit, von der unbeschreiblichen Grazie, und der Leichtigkeit, womit alles, wie durch einen Guß mehr zu werden, als gemacht zu seyn scheinet, sage ich nichts. Wer dies alles an Wieland kennt, und gefühlt hat, dem würde keine Beschreibung genug thun, und wer es nicht fühlt, dem würde keine was helfen.

Nur

Nur Einen Blick noch auf den Charakter der Musarion, eh' ich scheide. Der Dichter mochte wol mehr als Einen Grund gehabt haben, die Scene dahin zu verlegen, wohin er sie verlegt hat, aber kaum einen wichtigern, als eben diesen Charakter. Wie in aller Welt hätte Musarion in einem Zeitalter, wo Etiquette über Wolstand, und Lebensart über Moralität geben, um von allem andern nichts zu sagen, nach dem flüchtigen Phanias nur einen Fuß aufheben, geschweige ihn bis an den Strand des Meeres verfolgen können, ohne in den Augen der feinen Welt unendlich tief hinabzusinken!? Noch mehr erheischten das die wesentlichen Züge ihres Geistes und ihres Charakters. Ein so holdes, bezauberndes Wesen konnte nur unter dem griechischen Himmel aufkeimen, nur da sich zu einem solchen Grade der Vollendung entwickeln, wo die Sokraten bei den Aspasien sich bilden, und lernen konnten.

Zwar sind Wiz und Geist, und ein gewisser Grad von Feinheit, die, ohne es zu scheinen, den Verstand durch geheime Wege zu ihrem Ziele gängelt, weder an Zeit noch Klima gebunden. Aber dieses bezaubernde Gemisch von Bosheit und Güte, diese sanfte Weichheit, mit so viel fester Bestimmtheit, diese Verfeinerung und Kultur des Geistes, ohne Nachtheil der weiblichen Liebenswürdigkeit, und diese Urbanität, verbunden mit so viel Natur und ungeschminkter Einfalt wären ausser der Musarion ein wahrer Anachronismus.

Zu fragen, ob Musarion oder die Georgica den Vorzug verdienen, dies kömmt mir beinahe eben so vor, als wenn der Wettstreit eine Rose und eine Nelke beträfe: und so sieht es leider, mit den Vergleichungen der Schriftsteller unter einander meistens aus. So wie indeß eine Blume in ihrer Art vollkommener

seyn

seyn kann, als eine andere in der ihrigen, eben so kann auch ein Schriftsteller in seiner Klasse höher stehen, als ein anderer in der seinigen; und in so weit scheint mir die Waagschaale weder für Virgil, noch für Wieland zu steigen, oder zu fallen. Mein Geist kann sich nichts vollkommeneres gedenken, als die Georgica in der einen Gattung, und Musarion in der andern.

II. Satire und Epistel.

Auch in diesem Artikel habe ich von den Griechen nicht zu sprechen. Ihre satirischen Schauspiele, von denen ein einziges Stück noch übrig ist, gehören nicht hieher: und eben so wenig finden Aristophanes und Lucian hier eine Stelle, wiewol sie an beissendem Witz und satyrischer Laune ihresgleichen umsonst suchen würden. Von den lyrischen Satiren des

Archilochus haben wir nur noch einige Fragmente: Zudem versichern uns Horaz und Quinctilian ausdrücklich, daß die Satire in derjenigen Form und Gestalt, in welcher die römischen Dichter sie uns überliefert haben, eine von den Griechen nie bearbeitete Gattung sey.

Nach den Versuchen einiger ältern Dichter, unter welchen sich Lucilius, als der Urheber der eigentlichen Satire auszeichnet, haben bei den Römern Horaz, Juvenal, und Persius diese Dichtungsart, jeder nach seiner Weise, mit Meisterstücken bereichert, die sich einander den Preis streitig machen. Die Kunstrichter haben sich oft und viel bemühet, den Streit zu entscheiden: aber gewöhnlich haben sie den Standpunkt verfehlt, aus welchem die Sache angesehen werden muß, wenn nicht ein schiefes, oder einseitiges Urtheil herauskommen soll. Sie haben weder den Stoff noch die

Manier gehörig unterschieden, und insgemein jeder seinen individuellen Geschmack zur Regel für die ganze Dichtungsart erhoben. Und so lange dieses geschieht, so lange werden auch die Stimmen getheilt bleiben. Der sanguinische Leser wird, wenn er dabei ein Mann von feinem Gefühl ist, unfehlbar für den Horaz entscheiden; der cholerische für den Juvenal, und wer weder dies noch jenes ganz ist, der wird vielleicht beiden den Persius vorziehen. Seine besondere Denkungsart, und seinen individuellen Geschmack muß man freilich jedem lassen. Allein der wahrhafte Kunstrichter muß auch einen allgemeinen Geschmack haben: er muß etwas anderes zum Genusse vorziehen, und dennoch etwas anderes als vollkommener in seiner Art erkennen können.

Der Charakter der Horazischen Satire ist das ridendo dicere verum, welches in der That

kein so leichtes Ding ist, als mancher ehrliche Mann sich etwa einbilden möchte. Zwar scheint nichts leichter, wenn man die Sache nach der Praxis grosser Meister beurtheilt: und ich zweifle nicht, daß der größte Theil derjenigen, welche an Horazens Satire weniger Behagen fanden, von seiner Manier auch so geurtheilt habe. Die leichte gefällige Art, womit er, ohne es zu scheinen, philosophirt, die Geschicklichkeit, jeden Gegenstand so zu stellen, daß das Lächerliche, ohne mit dem Finger gewiesen zu werden, auffällt, und die Kunst, jeden Charakter so zu schildern, daß er uns nicht mehr und nicht weniger zeigt, als die Natur selbst, alles dieses ist gewiß ein höchst seltenes, und von dem grossen Haufen der Leser mißkanntes Talent. Nur ein Mann von scharfer Beurtheilungskraft und feinem Gefühle wird auf dieser Bahn, und auch nur bei solchen Lesern sein Glück machen.

In der That sind die Charaktere, welche Horaz aufstellt, genau nach der Natur gezeichnet; und eben deßwegen scheinen sie gemeinen Augen zu flach. Karrikatur und Verzerrung sind nicht seine Sache, und eben darum werden ihm viele höchstens das Verdienst einer getreuen Kopie eingestehen. Jeder glaubt, die alltägliche Geschichte der menschlichen Narrheit zu lesen, die er eben so gut schreiben könnte, wenn er es der Mühe werth hielte. Wer will nicht das Muster zu jenem indiscreten Schwätzer kennen, den er in der neunten Satire des ersten Buches aufführt? Und welcher Mann von einiger Verbindung sucht nicht unter seinen Bekannten auch so einen Schalk auf, wie Fuskus Aristius war? Aber auch den meisten, werden solche Charaktere im Leben eben so flach vorkommen, als in der Nachahmung. Nur die Aufmerksamkeit des feinen Beobachters wird durch sie gereizt: und diesen wird auch in dem

Ge-

Gemählde die Wahrheit der Zeichnung, und die Darstellungskraft des Dichters entzücken.

Horaz streichelt seine Narren mehr, als er sie schlägt. Kaum scheint es ihm der Mühe werth, auf sie Jagd zu machen. Indem er, als ein gefälliger Freund, über den Werth der Dinge, über die Eitelkeit unserer Wünsche und Bestrebungen, und über mancherlei Vorurtheile und Thorheiten des menschlichen Lebens sich mit uns unterhält, kommen sie ihm allenthalben in den Wurf. Meistens fertigt er sie kurz ab, und drängt sich durch sie zu seinem Ziele fort. Auch da, wo er auf sie losgeht, ist sein Spott weder giftig noch bitter. Er ist mit so viel Bonhommie, und auch mit so viel Urbanität begleitet, daß der Belachte, wenn er gescheut war, selbst dazu lächelte, und oft in so feine Ironie eingekleidet, daß der Pinsel ihn nicht merkte, und wol gar, wie

Nasidienus an dem Balatro sein gutes Herz lobte, und ihm dafür allen Seegen des Himmels zum Lohn wünschte. Ueberhaupt kann der Spott eines Mannes, der mit der edelsten Biderherzigkeit, und der liebenswürdigsten Naivetät auch seine eigene Schwachheiten und Fehler uns so oft zu belachen giebt, wol empfindlich, aber kaum je beleidigend seyn.

Daß übrigens ein Mann wie Horaz, der auf die schwere Kunst des geistvollen Scherzes, und den feinsten Ton der Ironie sich so gut versteht, durch den derben und wolgespickten Wiz eines gemeinen Spaßmachers in einer gemischten Gesellschaft in Schatten gestellt werde, dies ist eben nichts unerwartetes. Allein wenn Männer von gebildetem Geschmacke diesen feinen Geist mißkennen, so darf man sich immer ein wenig darüber verwundern. Dryden findet seinen Wiz matt, und sein Salz un-

unschmackhaft. Er gesteht mit dem ältern Scaliger, daß es ihm unmöglich sey, zu lachen, wenn Horaz blos den Mund verziehe, um uns seine weissen Zähne zu zeigen: und er ärgert sich über alle diejenigen, welche an dem Hahnengefechte des Sarmentus und Messius, Rupilius Rex und Persius ein Wohlgefallen finden können. Er habe, meint er von dem ehrlichen Swan wol beßere Schwänke gehört. *) Es wird wol nicht nöthig seyn zu erinnern, daß die genannten Haasenfüsse nicht Horaz sind, und daß er ihren Wiz nicht zu dem seinigen macht, indem er über sie lachet. Indeß, wir kennen diese Gecken immer, troz allem dem, was für die komische Schnurrigkeit

ihrer

*) Drydens Abhandlung vom Ursprung und Fortgang der Satire: in der Sammlung vermischter Schriften, zur Beförderung der schönen Wissenschaften 2c. Berlin, 1762. Vten Bandes, 2tes Stück.

ihrer Rollen sich etwa noch sagen liese, *) Preis geben. Allein fand denn Dryden sonst überall in diesen Satyren nichts, als matten Wiz und ungesalzene Scherze? Gewiß derjenige soll mir herzlich willkommen seyn, der mir, um nur dies einzige zu sagen, eine so feine komische Scene zeigt, als das Gastmal des Nasidienus ist: und ich werde das Phlegma oder die Stumpfheit desjenigen bewundern, der dieses Stück mit gelassenem Geiste lesen kann, und nicht von ganzem Herzen mit den losen Schälken sympathisirt, welche in Gegenwart des Hausherrn sich hinter der vorgehaltenen Serviette ein wenig Luft machen, und in seiner Entfernung, um die Aufwärter von der Spur abzuhalten, das losbrechende Gelächter an mancherlei erdichteten Vorwand anhängen. Wem das Salz dieser Scene nicht schmackhaft genug

*) Man sehe Wielands Einleitung zur siebenten Satire, des I. B.

genug ist, und wer sich hier zu einer nöthigen Diversion nach einem witzigen Possenreisser umsehen kann, an dem fände vielleicht eher der feigenhölzerne Priap seinen Mann, der durch einen lächerlichen Ausbruch seiner Angst, bei den unerhörten Zaubereien der Kanidia und Sagana, den beiden Zauberinnen ein solches Schrecken einjagt, daß sie mit Verlust ihrer Zaubermittel, und der Zähne und des Haarputzes sich aus dem Staube machen. Was mich betrifft, so würde ich, ungeachtet auch ich diesen Auftritt drollig genug finde, es dennoch ungezweifelt mit demjenigen halten, der das Gastmal des Nasidienus weit vorzöge.

So häufig man das satirische Talent und den feinen Spott des Dichters mißkannt hat, eben so wenig hat es, betreffend den Gang, welchen seine Muse gewöhnlich einzuschlagen pflegt, an seltsamen Mißdeutungen gefehlt. Man

Man hat jenes so natürliche und nothwendige simplex duntaxat & unum, welches er selbst zum ersten Erfordernisse jedes guten Werkes macht, in seinen Satiren beinahe durchgehends vermissen wollen. Casaubon findet darin eine so auffallende Planlosigkeit, daß er sogar kein Bedenken trägt, sie mit dem moralischen Mischmasch eines Theognis und Phocylides in Einen Topf zu schmeissen. Allein zum Ersatze treibt er hierbei seine Nachsicht weiter als man vielleicht denkt. Statt Horaz diesen Fehler so hoch anzurechnen, als wol mancher schwürige Grübler sich einbilden möchte, läßt er sich geneigt finden, ihn damit zu entschuldigen, daß er nun einmal gut gefunden habe, nach dem Beispiele seines Vorläufers Lucilius, seine Leser so und nicht anderst zu bewirthen, als es die Regel und Ordnung einer tüchtigen lanx satura, nach altem Brauch

und Herkommen mit sich führte.*) Allein ich denke, jeder feinere Kenner und Freund des Dichters, wird in seinem Namen für eine Nachsicht danken, die etwas als einen Fehler entschuldigen will, was in der That keines seiner geringsten Verdienste ist. Die Einheit des Stoffes und die Planmäsigkeit der Horazischen Satire ist nun freilich von dem steifen Gange und der schulgerechten Ordnung einer gemeinen Sittenpredigt sehr verschieden. Allein wer von einem wahrhaft dichterischen Plane Idee hat, der wird sich dabei um so viel besser befinden. Er wird das, was die feinste Kunst ist, nicht für Verwirrung und Regellosigkeit halten; und gerade die Manier des Dichters „seinen Stücken den Anschein des na„türlichen planlosen Ganges der Gedanken in einer

*) Isaci Casauboni in Persium Prolegomena: in seiner Ausgabe dieses Dichters: Lugd. Bat. 1695. 4. Pag. 30.

„einer freien Conversation zu geben, und durch „lauter Schlangenweege und kleine Abschweifun„gen im Grunde doch seinem Ziele sich mit je„dem Schritte zu nähern,“ vorzüglich bewundern. Dies sind Worte eines Mannes, dessen feiner Geist, neben dem tiefen Studium, welches eine meisterhafte Uebersetzung der Horazischen Satiren voraussezt, mit dem Geiste des Römers so genau als vielleicht wenige Menschen sympathisirt. Nach seinem Urtheile kann diese Art des Vertrages allen denen, welche über Meinungen, Sitten, und Leidenschaften in Form von Satiren oder Briefen philosophiren wollen, nicht genug empfolen werden; und er hält eine fleissige Analyse der Horazischen Satiren und Episteln für das nüzlichste Studium, welches junge Dichter, die sich in diesem Fache versuchen wollen, machen können. *)

*) Siehe Horazens Satiren, übersezt von Wieland I. B. S. 196.

Von der Horazischen Satire ist die Juvenalische sehr verschieden. Der Charakter der leztern ist Entrüstung und Unwillen; ihr Spott mehr Hohn als Gelächter. Sie zeigt uns das Laster in seiner ganzen Abscheulichkeit, und selbst den Narren mehr in einem häßlichen als lächerlichen Lichte. Ihr Zweck scheint mehr auf Strafe, als auf Belehrung; mehr auf Rache, als auf Besserung zu gehen: und erst dann ist sie gesättigt, wenn das Opfer unter ihren Geisselhieben fällt. Ich weiß es sehr wol, daß ein Theil dieser Verschiedenheit auf dem Unterschiede der Zeiten beruhet: allein eben so sehr bin ich überzeugt, daß sie in der Anlage der beiden Dichter wesentlich gegründet ist, und daß Horaz in dem Zeitalter des Domitian, Juvenal unter dem August, ihren Ton wol hinauf oder heruntergestimmt haben, aber nicht ausser die Grenzen des Charakters,

der

der ihren Schriften aufgeprägt ist, hinausgetretten seyn würden.

Das gewöhnliche Motto so mancher elenden und geistlosen Broschüre, difficile est, satyrum non scribere, und facit indignatio versum, ist die wahre Geschichte der Juvenalischen Satiren. Entrüstung ist seine Muse, und seine Begeisterung Zorn. Mit wüthender Hitze geht er auf seinen Raub los, und hat nur diesen im Auge. Auf diesen einzudringen, ihn, wo er eine Blöse findet, zu verwunden, ihn, so lange noch etwas gesundes an ihm ist, zu zerfleischen, das ist sein Ziel: und zu diesem Ziele geht er auf dem einfachen, offenen Weege, welchen die Leidenschaft und das vorstrebende Gefühl eigener Kraft immer zu gehen pflegen. Daher keine gedachte Anlage, kein überlegter Plan, keine besondere Form, keine überraschende Wendung, keine von allen den Künsten,

deren die Besonnenheit des kühlen Spötters sich oft mit so grossem Vortheile bedient. Juvenal giebt uns durch die ungeheuern Streiche, die sein Arm führt, seine Stärke zu bewundern, aber nicht seine Gewandtheit. So sehr er den Horaz in jener Rücksicht übertrifft, so weit steht er in dieser ihm nach.

Eben so wenig wird man ihm eine Spur von jenem philosophischen Geiste entdecken, durch welchen die Horazische Satire so unterrichtend und nahrhaft für den denkenden Leser ist. Die zügellose Hitze, womit er über seinen Raub herfällt, läßt ihm weder Zeit noch Fähigkeit zu allgemeinen Betrachtungen übrig. Sein Verstand ist gerade in so fern thätig, als es die Wahl des Gegenstandes, und die Leitung der entflammten Einbildungskraft erfordert. Unter dieser spielt er die zweite Rolle, und ist im Streite blos der Wagenführer,

und

und nicht der Held. Man würde mich übrigens sehr mißverstehen, wenn man wähnte, daß ich den Mangel dieser Vorzüge der Horazischen Satire, welche sich mit der Geistesanlage Juvenals in der That nicht vertrugen, dem Dichter selbst zum Vorwurf machen wolle. Im Gegentheil bin ich allerdings der Meinung, daß Juvenal weit beßer daran that, vortreffliche Satiren in seiner eigenen Manier, als mittelmäsige, oder schlechte in der Horazischen zu schreiben. Allein daß der leztern der Vorrang gebühre, das dürfte wol schwerlich jemand anders bezweifeln, als wer die höchste ästhetische Vollkommenheit in der Energie sezt.

Sehr gerne gestehe ich indeß, daß ich Juvenal in seiner, meines Erachtens, minder vollkommenen Gattung, eben so vortrefflich finde, als Horaz in der seinigen. Nichts gleicht an Stärke, Leben, Ausdruck, und Wahrheit

den Gemählden, Bildern und einzelnen Zügen; welche seine glühende, stets arbeitende Phantasie empfängt. Das ungeheure Sittenverderbniß seiner Zeiten abgerechnet, ist seine Satire ein Spiegel, worin jedes Jahrhundert seine Laster und Thorheiten, zum sprechen ähnlich, und, was unglaublich scheinen mag, zuweilen selbst mit den Schattirungen des Nationalunterschiedes erblickt. Wie manchem Zuge wird nicht der Menschenkenner, wie einem bekannten Landsmanne, der ihm auf fremdem Boden aufstößt, entgegenlächeln? Ist seine Beschreibung des Stadtlebens etwas anders, als die Geschichte jeder grossen Stadt, in verändertem Costume? *) Ist die Caprice eines gekrönten Dummkopfes, der wegen einer ungeheuern Meerbutte Rath hält, und die Effronterie seiner Schmeichler nicht eine oft gespielte Farce? **) Wen erinnert nicht der Sturz des

Sejan,

*) Sat. III. — **) Sat. IV.

Sejan, seine geschmelzte Statue, und das Betragen des römischen Jan Hagels dabei, an eine ganz neue französische Geschichte? *) Ist die Gräcomanie der römischen Damen nicht das ächte Vorbild von der Gallomanie der unsrigen? **) Und hat nicht Juvenal in den griechischen Glücksrittern seiner Zeit, die französischen der heutigen, bis auf die Luftseegler, mit prophetischem Geiste geschildert? ***) Freilich liegt die Aehnlichkeit zum Theile schon in den Sachen selbst. Allein so überraschend ist sie denn doch nimmer, daß sie uns, unter den Händen jedes andern Dichters, den lauten Beifall, und das Händeklatschen entreissen

*) Sat. X. 56. sqq. — **) VI. 184. sqq. — ***) III 69.
Ingenium velox, audacia perdita, sermo
Promtus, & Isæo torrentior. Ede, quid illum
Esse putes? quem vis hominem secum attulit ad nos,
Grammaticus, rhetor, geometres, pictor, aliptes:
Augur, schœnobates, medicus, magus; omnia novit
Græculus esuriens: in cœlum, jusseris, ibit. & g. f.

könnte, welches Juvenal uns abnöthiget. Die Zaubermacht seines Genius, und die darstellende Kraft seiner Phantasie ist es, welche auf die nackte Zeichnung brennende Farben aufgetragen, und der todten Physionomie Leben und Seele eingehaucht hat.

Diese, wie ich vorhin sagte, glühende, stets arbeitende Phantasie des Dichters führt uns die bald lächerlichen, bald schrecklichen Mißgestalten des Lasters und der Thorheit, so zu sagen, unter die Augen. Jede derselben trägt an ihrer Stirne das Mahlzeichen, welches ihr die Donnerkeile seines Witzes aufgebrannt haben. Seine Gemählde und Beschreibungen haben das Licht und die Wärme trunkener Begeisterung, und in einzelnen Hieben liegt oft das Gewicht einer ganzen Satire. Wer fühlt sich nicht vom Schwindel ergriffen, bei der Beschreibung von der nächtlichen

Be-

Berauschung der ausschweifenden Römerinnen? *)

Cum perfusa mero spumant unguenta Falerno,
Cum bibitur concha, cum jam vertigine tectum
Ambulat, & geminis exsurgit mensa lucernis.

Oder bei ihren Bacchantischen Tänzen. *)

Cum tibia lumbos
Incitat, & cornu pariter vinoque feruntur
Attonitæ, crinemque rotant, ululantque Priapi
Mænades. —

Wie tief prägen sich unserm Geiste solche Züge ein, wie der folgende ist? **)

Montani quoque venter adest, abdomine tardus,
Et matutino sudans Crispinus amomo,
Quantum vix redolent duo funera; —

oder

---

*) VI. 303. sqq.

) Ibid. 314. sqq. — *) IV. 107. seq. —

oder was er von der ehebrecherischen Julia sagt: *)

Cum tot abortivis fœcundam Julia vulvam
Solveret, & patruo simileis effunderet offas.

Und diese flammende Begeisterung, aus welcher oft so helle Funken aufsprühen, lebt und wallet auch überall in dem Ganzen. Sie hebt seinen Ausdruck bis zur Würde des Kothurns empor, und giest epischen Schwung und Wolklang in seine Verse. Wenn irgend ein Satiriker gegründete Ansprache auf den Namen eines

*) II, 32, seq.

**) Er selbst scheint sich so gekannt zu haben. Denn von der Beschreibung, welche er — VI. 334. seinen Gegnern in den Mund legt, hat er vermuthlich nichts von sich ablehnen wollen, als den Vorwurf der Uebertreibung.

Fingimus hæc, altum satyra sumente cothurnum,
Scilicet, & finem egressi legemque priorum
Grande Sophocleo carmen bacchamur hiatu,
Montibus ignotum Rutulis, cœloque Latino.

eines Dichters machen kann, so wird Juvenal es seyn.

Persius steht zwischen Horaz und Juvenal in der Mitte: nicht so fast in Absicht auf den Rang, welchen er, wie mir deucht, kaum gegen einen von beiden behaupten mag, als vielmehr in Absicht auf seine Manier, die in einer gewißen Temperatur der beiden andern besteht. Lebhafter, stärker, gedrungener als Horaz, hat er weder die zersplitternde Kraft, noch das verzehrende Feuer des Juvenal; und philosophischer als dieser, ist er gleichwol mit der feinen Kunst, mit der Anmuth, und dem leichten, gefälligen Gange von jenem ganz unbekannt. Zwar ist dies leztere zum Theile eine nothwendige Folge von seinem System. Horaz pflückt seine Blumen, ohne Eigensinn und Zwang von jeder Flur. Seine Philosophie ist mehr Weisheit des Lebens, als der Schule:

seine

seine Methode die feine Kunst des geschmeidigen Weltmannes, der die Wahrheit von ihrer fruchtbarsten Seite faßt, und den Leser mehr durch schlaue Ueberraschung, als durch das Gewicht, und die Bündigkeit seiner Schlüsse zu gewinnen sucht. Das System des Persius ist hart, und ungeschmeidig, und seiner Natur nach poetischer Kunst und anmuthiger Darstellung wenig empfänglich. Daher wird es ihm schwer, die Einbildungskraft in sein Interesse zu ziehen; und er wird vorzüglich solchen Lesern gefallen, bei welchen der Verstand überwiegt. Diese werden ihn vortrefflich finden, und ihn dem Juvenal ungezweifelt, einige auch selbst dem Horaz vorziehen. Sie werden durch die Stärke und das Licht seiner Beweisgründe tief gerührt, durch die Reinheit seiner Moral, und die Gefühlwärme, durch welche sich Gedanken und Ausdruck zuweilen bis zum Erhabenen hinaufschwingen, inniger entzückt seyn,

als durch allen Zauber poetischer Kunst. Dieses in der That nicht geringe Verdienst wird man ihm nicht leicht absprechen können, ausser da, wo er etwa einen Lieblingssaz seiner Schule, wie in der fünften Satire ex professo vornimmt, und durchführt. Alsdann sticht der Stoiker, und der Geist seiner Schule, in einer gewissen Trockenheit, und allzu schulgerechten Dialektik, wie mir deucht, ganz bemerkbar hervor.

Ein anderes Verdienst des Persius besteht in der feinen Wahl des Ausdruckes, und in der besonderen Sorgfalt, womit seine meisten Verse gebildet sind. In dieser leztern Rücksicht nimmt er sich sehr zu seinem Vortheile gegen seine Nebenbuhler, und namentlich gegen den Horaz aus, der nach dem Urtheile seiner Zeitgenossen den Bau seiner Verse allzusehr ver-

nach-

nachlässigte.*) Ein Vorwurf, den, wie ich aufrichtig gestehen will, mein Ohr ungemein geneigt ist, zu rechtfertigen. Umsonst bestrebe ich mich, das als eine negligentia non ingrata anzusehen, was mir, meines beßten Willens ungeachtet, immer als unangenehm, und zuweilen beinahe als peinlich auffällt: und es hält schwer, mich zu überzeugen, daß der Hexameter sich der Sprache des Umganges nicht nähern könne, ohne sich auf lahmen Füssen fortzuschleppen, wie ich sehe, wenn ihn Persius oft, ohne sich eben weit über die Sprache des Umganges zu versteigen, mit einer Harmonie und

*) Lib. II. Sat. I. 2. sqq.

— sine nervis altera quicquid
Composui, pars esse putat, similesque meorum
Mille die versus deduci posse, —

und Leichtigkeit dahingleiten läßt, die meinem Ohre so sehr schmeichelt. *) In dieser Rücksicht also

*) Merkwürdig, aber nicht von der guten Seite, ist das Urtheil, welches Dryden in der oben angeführten Abhandlung hierüber fällt. „Was erstlich „seine Verse anbetrifft, sagt er, so kann weder Kasaubon, noch sonst jemand, der ihn vorzieht, „sein Silbenmaas, oder die Reinigkeit seines Lateins vertheidigen. Kasaubon gibt diesen Punkt „auf, und will weder das Versmaas, noch die „Worte des Persius rechtfertigen. In beiden Stücken ist er ganz augenscheinlich unter dem Horaz „und Juvenal. — Ferner, so holpricht und hinkend seine Verse, und so wenig seine Worte allenthalben wol gewählt sind, indem die lateinische „Sprache schon mehr verdorben war, als zur Zeit „Juvenals, und also noch mehr, als zur Zeit des „Horaz rc." — Und so was hätte Kasaubon gesagt? Nun wahrhaftig, da würde er etwas gesagt haben, das ihm sehr wenig Ehren machte. Allein man lese und erstaune! Numerorum concinnitatem cum apud Horatium nullam invenisset, nullum juncturæ studium, hanc securitatem Persius nequaquam probavit; sed numeris ita consuluit, ut ista laude eum, quem sequebatur, longo intervallo pone se

also hat Persius meinen Beifall ohne alle Einschränkung. Allein nicht so ganz in Rücksicht auf die vorhin gerühmte Wahl im Ausdrucke. Denn so sehr ich von dieser Seite fast immer seine Feinheit, und zuweilen auch seine Delikatesse bewundere, so wenig kann ich hierin das Ueber-

---

reliquerit. Quid enim hujus versibus numersius? quid absque mollitie concinnius? Neque electione est opus: omnes apti: omnes sonori: quidam vero ita magnifici, ut ad majestatem Maroniani carminis videantur aspirare. Und wenige Zeilen vorher sagt er: castitate sermonis Juvenali non cedit. Prolegomena in Persium, pag. 32. Manchem Leser wird es beinahe unerklärbar scheinen, wie es hergieng, daß Dryden zur Bestätigung seines Urtheiles sich auf den Kasaubon berufen konnte, der gerade das Gegentheil sagt. Was mich betrifft, so halte ich die einfachste Auflösung des Räthsels auch hier für die beßte. Nur eine kleine Verwechslung der Namen — und wie leicht kann die einem eilfertigen Leser begegnen? — nur ein Paar Negationen, die man überspringt, so wird man ja ganz natürlich etwas anderes lesen, als man sollte. Irre ich wol, wenn ich vermuthe, daß die nemliche Stelle des Ka-

Uebermaas loben. Seine Wahl ist nicht immer glücklich, und seine Kunst artet oft in Raffinement aus. Manche seiner Tropen und Gleichnisse sind zu weit her gesucht, und weder richtig noch passend, sein Ausdruck oft so ge-

Kasaubon das Unglück gehabt habe, noch ein zweites quid pro quo von eben dieser Gattung zu veranlassen? In der Einleitung in die schönen Wissenschaften sagt der Ramlerische Batteux von Horaz; „es giebt Leute, die die poetische Schreibart seiner „Satiren, und ihre Versifizirung der Virgilischen „an die Seite setzen.“ Diese Leute, wenn sie anders je existirt haben, mögen wol seltsame Ohren gehabt haben. Allein meine Leser werden sich erinnern, daß Kasaubon in der angeführten Stelle das Nehmliche von dem Versbau des Persius sagt. — Hätte Dryden die Stelle des Kasaubon mit Aufmerksamkeit gelesen, so würde dieser Uebersetzer und Beurtheiler des Persius von seinem Schriftsteller allem Anschein nach, ganz anders geurtheilt haben: und alsdenn hätte er auch nicht den ärgerlichen Anachronismus begangen, die schlechte Latinität des Persius, welcher um ein gutes älter als Juvenal war, durch den grössern Verfall der Sprache in seinem Zeitalter erklären zu wollen.

schraubt, und dunkel, daß wir, ohne Kasaubons unvergleichbaren Kommentar, beinahe im Finstern tappen würden.

Unter den satirischen Dichtern der Deutschen ist es vornehmlich Haller, welcher verdient, mit den Alten verglichen zu werden. Zwar ist er beinahe ausser die Mode gekommen, und vor wenigen Jahren, hat ihm jemand seinem Plaz in dem Chore der Dichter durchaus streitig zu machen, versucht. Dessen ungeachtet wird die Nachwelt diesen ausserordentlichen Geist auch in seinen Satiren bewundern, wenn die poetische Glorie mancher jezo gefeierter Dichter längst verschwunden seyn wird.

Horaz wird selten einen Satiriker finden, mit welchem er verglichen werden könnte. Wenigstens hat Haller mit ihm durchaus nichts ge-

gemein. Persius und Juvenal hingegen liefern uns mehrere Züge zu einer Parallele. Wenn Horaz den Rang über Haller behauptet, so hat er ihn mehr der höhern Vollkommenheit seiner Gattung, welche einen seltenen Zusammenfluß, und die feinste Mischung verschiedener Geisteskräfte erfordert, als irgend einer subjektiven Unvollkommenheit seines Gegners zu danken. Schwüriger dürfte es den beiden andern werden, die nehmlichen Ansprüche gegen den deutschen Dichter durchzusetzen. Denn meines Befindens, vereinigt er in sich die wesentlichen Vorzüge der beiden: und dasjenige, worin er dem einen oder dem andern nachsteht, kömmt gegen das, was er voraus hat, kaum in Betrachtung.

Juvenal hat, wie wir gesehen haben, einen furchtbaren Arm, der mit jedem Streich aufs Leben eindringt, und seine Geissel mit

Blut färbt. Aber dies ist es alles. Haller ist ein philosophischer Dichter auch. Aber seine Philosophie hat mehr das Gepräge des systematischen Weltweisen, und des Moralisten von Berufe. Die des Deutschen hat eine einfachere Gestalt, einen freiern Air, und fügt sich leichter an das gesellschaftliche Leben an. Die Lehren des einen haben mehr Gedachtes: die des andern sind die lichtvollen Aussprüche des schlichten Verstandes, der schlägt, und trifft, ohne vorher den Punkt lange zu befühlen. Beide sind gedankenreich: aber Haller ist stärker, gedrungener, fruchtbarer. Die Gedanken des Römers haben mehr Feinheit: die des Deutschen mehr Kraft und Leben. In diesem wird man mehr den Dichter, in jenem mehr den Dialektiker sprechen hören.

In dieser Rücksicht kömmt also Haller, meines Ermessens, über dem Persius zu stehen;

und

und mit dem Juvenal liegt er ausser aller Vergleichung. Laßt uns sehen, wie sie von derjenigen Seite sich gegen einander verhalten, von welcher zwischen allen dreien eine Vergleichung Statt findet.

Als Satiriker tadeln und strafen sie alle: aber der Tadel eines jeden ist von verschiedener Art. Persius stupft, Haller schlägt, Juvenal geisselt. Keiner von ihnen hat die Waffen des Lächerlichen in seiner Gewalt, deren sich Horaz mit so grossem Vortheile bedient hat. Juvenal ist zu cholerisch: Haller und Persius zu ernsthaft. Der leztere ist in seinem Tadel ohne Zweifel, der schwächste. Selten gelingt es ihm, empfindliche Streiche zu führen. Seine Topik schränkt sich gewöhnlich auf Ungereimtheit, und Inkonsequenz ein: und so ergiebig auch diese Quellen in dem menschlichen Leben sind, so hangen sie doch zu sehr von dem Ver-

stand allein ab, um lebhaft zu wirken. Juvenal ist heftiger als beide. Seine Satire ist ein stetes Gemählde, welches die Einbildungskraft lebhaft erschüttert, und wovon jeder einzelne Zug sich tief in die Seele eingräbt. Niemand wird seinen Kopieen frappante Aehnlichkeit absprechen. Aber daß er so gerne ins Häßliche mahlt, daß er jede Verdrehung durch die Keckheit seines Pinsels noch mehr zu heben sucht, daß er zu seinen Bildern die gräßlichsten Farben wählt, und überall mit der leidenschaftlichen Wärme eines Liebhabers arbeitet, das gereicht ihm eben nicht zur Empfehlung.

Haller hat, wie mir deucht, das Maas und den Ton getroffen, welcher dem Satiriker ziemt. Ein gerechter Unwille ist es, der ihn begeistert: und wenn er zürnt, so ist es der Zorn eines Mannes, und der edle Unmuth einer grossen Seele, die mit Verachtung auf

Bö-

Bösewichter, mit Mitleid auf Narren herab=schaut. Eben so nachdruckvoll als Juvenal, aber minder heftig, führt er seine Streiche mit gehaltener Kraft. Seine Gemählde sind eben so stark, aber weniger überladen, und sparsam, sein Spott minder schneidend, aber schmetternd, und treffend. Der Verstand, der hier seine Rolle immer mitspielt, rechtfertigt die Schärfe seines Tadels. Gerecht, wenn er straft, und auch im Schelten unterrichtend, weiß er nicht nur die Tugend an dem Laster zu rächen, sondern auch durch den gegenseitigen Kontrast beide zu heben. Die Gallerie von schlechten Regenten, welche er in den verdorbenen Sitten aufstellt, ist an sich unstreitig ein Meisterstück von satirischer Darstellung. Jeder Hieb ist tödtlich; jeder Schlag zermalmend. Alle Züge sind so scharf als möglich ausgeprägt, jeder einzelne Charakter streitet mit dem vorigen um den Rang, und scheint von dem fol=

genden übertroffen. Allein wie sehr wird nicht die Wirkung durch den Schluß dieser vortreflichen Satire verstärkt! Wie schrumpfen nicht erst diese Pygmäen neben dem grossen Bilde des wahren Regenten zusammen! Und wie sehr wird nicht ihre Schande durch die Stralen, die von jenem auf sie fallen, beleuchtet!

In dieser meisterhaften Tirade, von welcher ich rede, scheint sich die Kraft und Stärke des Dichters ganz concentrirt zu haben. Jedes Wort ist schwer an Sinn und Nachdruck; und jedes Distichon ist ein goldener Spruch für den Regenten. Zwar ist dieses überhaupt der Charakter der Hallerischen Gedichte. Solche Hoheit und Würde, solche Großheit der Gesinnungen, welche durchaus das Gepräge eines, wenn ich so reden darf, riesenmäsigen Geistes führt, und eine diesem allem angemessene, so markige, und mannhafte Kernsprache hat man

vielleicht seit Hallern nie wieder gehört. So muß der Mann denken, fühlen, und sprechen, der, ohne Uebelstand sich zum Sittenrichter über die Menschheit aufwerfen, und, ohne Mißklang Regenten und Staaten strafen soll.

So sehr mir Haller in Rücksicht auf die angeführten, wichtigen Punkte den Rang vor Juvenal und Persius zu behaupten scheint, so willig gestehe ich hinwieder, daß er, betreffend die Eleganz und Richtigkeit des Ausdruckes, und den Wolklang der Verse, im Ganzen genommen, beiden weit nachsteht. Seine Wahl schränkt sich fast immer auf das Starke und Kernhafte ein. Seine Wortfügungen haben oft eine unverdauliche Härte, seine Verse eine Unbiegsamkeit, die ein feines Ohr zu bald ermüdet. Dafür aber wird uns zuweilen dennoch der rasche und mächtige Fall so mancher Verse, durch welche die Last der Gedanken sich unaufhalt-

haltsam fortwälzt, und die Concinnität der Hemistichien, in welche der Reichthum der Ideen sich wie eine brechende Wooge theilt, einiger Maasen entschädigen.

Vielleicht verdient auch der reiche Vorrath historischer, und anderer gelehrter Kenntnisse bemerkt zu werden, wovon diese Gedichte so vollgepfropft sind, daß sie nur von einem gelehrten Leser, ohne Kommentar, ganz verstanden werden können. Denn, wenn gleich eine weitläuftige Gelehrsamkeit kein Haupterforderniß des Dichters ist, so kleidet sie ihn doch immer ganz gut. Ueberdies nährt sie seinen Geist, erweitert seinen Gesichtskreis, vervielfacht seinen Stoff, und giebt ihm ein grosses Uebergewicht über die poetischen Jünglinge, die sich so leicht aufs Trockene hin singen, und i; geschäftiger Armuth ihren lieben Blumenkranz so lange anderst und anderst reihen, und flech-

flechten, bis man voll Ueberdruß und Erbarmen die Augen davon abkehrt.

Von Hallers poetischem Verdienste zu sprechen, würde ich beinahe für überflüssig halten, wenn nicht das unbillige Urtheil, welches die Verfasser der Briefe über den Werth einiger deutscher Dichter, von dieser Seite über ihn gefällt haben, mich veranlaßte, auch davon ein Wort zu sagen. Zwar auch so könnte es überflüssig scheinen: denn sie mögen wol wenige Leser überzeugt haben. Ich lasse es gelten, daß das poetische Verdienst des satirischen Dichters immer ein wenig zweideutig sey. Dies liegt in der Natur der Dichtungsart selbst. Allein unter denen, welche die Schwürigkeiten derselben bekämpft, und meistens glücklich überwunden haben, ist Haller gewiß keiner der lezten; und es ist offenbare Mißkennung seines Werthes, zu sagen, „daß sein ganzes Verdienst darin bestehe,

„phi-

„philosophische Sentenzen in Reimen zu zwin„gen.“ Oder haben etwa Verse, wie die folgenden sind, kein poetisches Verdienst?

Ein neuer Prometheus bestiehlt den Himmel wieder,
Zieht Bliz und Stral aus Staub, und findt dem Donner Brüder.

desgleichen:

Ein mißgebrauchter Fürst taucht seine Siegesfahnen
In Kessel voll vom Blut getreuer Unterthanen.

Ferner:

Nicht furchtsam, wann vom Bliz aus schmetternden Metallen
Ein breit Gefild erbebt, und ganze Glieder fallen.

Allein nicht blos in einzelnen Versen, auch in beträchtlichen Stellen, deren Gegenstand durchaus nicht poetisch war, wird man die Kraft des

der sinnlichen Darstellung oft bewundern müssen. Ich biete in Hallers Namen jedem Troz, der sich vermißt, den Innhalt folgender Verse in ein poetischeres Gewand einzuhüllen:

Der Körper rohen Stoff, wer schränkt ihn in Gestalten,
Die stets verändert sind, und doch sich stets erhalten?
Den Zug, der alles senkt, den Trieb, der alles dehnt,
Den Reiz in dem Magnet, wornach sich Eisen sehnt,
Des Lichtes schnelle Farth, die Erbschaft der Bewegung,
Der Theilchen ewig Band, die Quelle neuer Regung,
Dies lehre grosser Geist die schwache Sterblichkeit.

Bedenkt man nun bei diesem allem noch, daß Haller einer von denen war, welche uns die Mor-

Morgenröthe des bessern Geschmackes herbeiführten, und daß dieser zur Beleuchtung und Erweiterung so mancher Wissenschaft prädestinirte ausserordentliche Mann das Dichten nur als ein Nebenwerk seiner Jugend trieb, so wird man die Kraft seines übergewaltigen Geistes kaum genug bewundern können.

Von den übrigen satirischen Dichtern der Deutschen mißt sich keiner mit ihm. Die besten satirischen Köpfe der Nation haben sich mehr in der Prose gezeigt, wie Liscov, Rabener, Lichtenberg, Musäus, und der Verfasser der Geschichte einiger Esel.*) Ein lachender Satir,

*) Ein seltsames Meteor, welches vor einigen Jahren am deutschen litterarischen Himmel aufstieg, und — wie ich nicht wol anders glauben kann — ungesehen wieder verschwand. Denn daß von allen mir bekannten kritischen Zeitschriften nicht eine einzige

tik, der mit kühlem Spotte seine Geissel schwänge, würde nicht nur für die Litteratur ein Gewinn, sondern auch ein wahrer Seegen für die Nation seyn. Er dürfte sich nun nicht blos mit

zige es der Mühe werth sollte gefunden haben, dieses Produkt eines gewiß nicht gemeinen Kopfes, wenn es anders in Umlauf gekommen wäre, auch nur wenigstens anzuzeigen, dies will ich eben nicht hoffen: wiewol ich auch nicht begreife, woher die Wolke gekommen seyn mag, die es vor den Augen unserer Kunstrichter verhüllte. Ich habe mich hierüber bei mehreren litterarischen Reisenden aus verschiedenen Provinzen Deutschlandes erkundigen wollen: allein vergebens. Keinem war die Existenz eines solchen Buches bekannt. Der Verfasser selbst würde, ohne Zweifel, die beßte Aufklärung geben können, und von ihm würde sie mir doppelt willkommen seyn. Da das Buch allem Anschein nach, schon jetzo unter die libros rariores gehört, so lasse sich michs nicht verdriesen, den vollständigen Titel herzusetzen. Es ist folgender: Geschichte einiger Esel, oder Fortsetzung des Lebens und der Meinungen des weltberühmten John Bunkels. Hamburg und Leipzig, 1782. Drei Bände, in 8.

mit steifen Pedanten, bettelhaften Poeten, politischen Kannegiesern, manquirten Stutzern, und hofnungslosen Jungfern herumbalgen. Aberglaube, Schwärmerei, Sophisterei und Kabale, welche die unter uns erst aufsprossende Blüte der Aufklärung zu vergiften drohen, würden ihm reichen Stoff zu einer weit verdienstlicheren Beschäftigung an die Hand geben. Der Genius unserer Zeit ruft ihn schon lange laut herbei: und o daß sein Ruf endlich einmal gehört würde!

In der didaktischen Epistel, welche mit der Satire ziemlich nahe verwandt ist, hat Horaz nachahmenswürdige, und von den Deutschen bisher noch unerreichte Muster aufgestellt. Zwar haben sich in dieser Gattung, neben andern, Goekingk, und Gotter, der leztere vornehmlich durch seine schöne Epistel über die Starkgeisterei mit Ehre gezeigt. Allein so gerne

ne ich diesen braven Männern ihren verdienten Ruhm gönne, so wenig scheint mir das Ziel, nach welchem wir streben sollten, durch sie erreicht zu seyn. Ihre Philosophie hat weder die männliche Festigkeit und Reife, noch sind sie mit der kunstlosen Anmuth, mit der Feinheit, Delikatesse, und Urbanität des römischen Dichters genug vertraut: und wer Muth und Kräfte hat, sich in diesem Fache zu versuchen, dem sind noch ungebrochene Lorbeere zu erringen übrig. Allein damit sein Probestück zu machen, dies fände ich nun eben für einen jungen Dichter nicht räthlich. Denn, um hierin etwas nahmhaftes zu leisten, dazu gehört schon mehr, als erbauliche Betrachtungen, und nüzliche Lehren, die von poetischen Blumen überschattet, und mit witzigen Einfällen verbrämt sind. Wenn nicht Erfahrung die schon bekannte Wahrheit neu stempelt, nicht tiefe Menschenkenntniß den todten Stoff belebt, nicht

Anmuth und Grazie aus jeder Wendung hervorleuchtet, nicht der feine Ton des Weltmannes in jeder Zeile spricht, so liest man lieber ein ascetisches Buch, damit man wisse, was man gelesen hat. Wer von allen deutschen Schriftstellern besizt die genannten Eigenschaften alle in so hohem Grade als Wieland? Und wer wäre demnach fähiger, als Er, uns ächt Horazische Episteln zu schenken? Dies ist nicht der erste Wunsch, welchen ich ihn betreffend, gethan habe, und müßte auch nicht der lezte seyn, wenn es nicht unbescheiden wäre, von Einem Manne alles zu verlangen. Indeß wenn es ein Mann ist, der die Reichthümer von vielen allein besizt, so nimmt man es schon minder genau.

III. Epigramm.

Das griechische Epigramm ist uns durch die Blumenlesen einiger spätern Sammler bekannt

kannt geworden, an welchen man oft mehr den guten Willen, als Einsichten, Geschmack und feste Wahl zu loben findet. Sie haben uns Gutes und Schlechtes, Mittelmäsiges und Vortreffliches, Altes und Neues, und unter diesem nicht nur manches Stück aus dem schlechtesten Alter, sondern auch solche aufbewahrt, deren Verfasser selbst keine Griechen waren. Indeß sind ihre Sammlungen, so wie sie sind, schon hinreichend, um uns eine Idee von dem griechischen Geiste in dieser Dichtungsart zu geben. Hätten wir die Blumenlesen eines Meleagers und Philippus, so würden sie uns, ohne Zweifel, noch weit mehr Gutes liefern, aber über jenen Punkt vermuthlich wenig Neues lehren.

Schon durch ihre Auswahl unterscheiden sich die epigrammatischen Dichter der Griechen, von den Deutschen, und überhaupt von den

neuern auf eine rühmliche Weise. Bei dem leztern ist das Epigramm meistens ein Spiel des Witzes geworden: und hat sich darum auch am öftersten an solche Gegenstände angehängt, mit welchen sich gut spielen läßt. Bei den Griechen hat es weit öfter eine edlere Bestimmung. Das Lob grosser Männer, die Bewunderung seltener Kunstwerke, die zarten Gefühle der Menschlichkeit u. s. f. machen häufig den Innhalt dieser kleinen Gedichte aus, in welchen man öfter die Empfindung als den Wiz sprechen hört. Und hier ist es vornehmlich, wo sich jene oft gepriesene und oft mißkannte Einfalt zeigt, wodurch das griechische Epigramm unübertrefflich und beinahe einzig ist.

In jedem Epigramm, wenn es anders diesen Namen verdienen soll, muß immer etwas liegen, welches gleichsam die Seele desselben ist, oder der Brennpunkt, worein sich seine

Stra-

Stralen sammeln. Dieses Etwas, es sey nun ein Gedanke, oder eine Empfindung, darf wenigstens nichts gemeines seyn. — Will man dies die epigrammatische Spitze nennen, so muß unstreitig jedes Epigramm seine Spitze haben, aber nicht nothwendig auch einen Stachel. Die neuern Epigrammatisten haben diese Dinge meistens mit einander verwechselt: und diese Verwechslung hat jene Einfalt und Grösse, welche man in den beßten Stücken der Griechen mit so vielem Rechte bewundert, aus dem Sinngedichte beinahe gänzlich verbannt.

Wie viel man dadurch eingebüßt habe, das liegt am Tage. Unstreitig hat ein Gedanke den größten Werth, der sich nur auf sich selbst stüzt, und durch seinen innern Gehalt die Bewunderung des Lesers gewinnt, ohne sie zu suchen. Unstreitig ist die Empfindung die probhältigere und ächtere, welche ohne Schminke

gefällt, und ohne eine künstliche Wendung den Weeg zum Herzen findet. Der Schimmer der Neuern ist meistens ein Glanz ohne Reichthum, und ihre Kunst ist gewöhnlich damit beschäftigt, ihre Armuth zu decken. Wofür anders spitzen sie ihre Gedanken mit so vieler Sorgfalt zu, als weil sie es fühlen, daß sie eines Stachels bedürfen, um in unsere Seele einzudringen? Wofür anders bieten sie so oft allem ihrem Witze und Scharfsinn auf, um der Empfindung eine überraschende Form oder Wendung zu geben, als, damit es ihnen gelinge, auf diesem Schleichweege sich desto sicherer in unsere Herzen zu stehlen? In der That gelingt es ihnen auch zuweilen ganz gut, uns auf diese Weise zu täuschen. Wir bewundern nicht selten den Stoff in der Form, und ertheilen der Empfindung ein Lob, welches eigentlich dem Witze gebührt. Allein die Probe halten solche Stücke nicht aus. Jede wieder-

holte

holte Betrachtung nimmt etwas von der Bewunderung hin, bis daß sie sich zulezt in ein zufriedenes Lächeln des kalten Beifalls auflöst; da hingegen die beßten griechischen Stücke desto mehr gewinnen, je öfter man sie liest.

Allein auch dann läßt die griechische Einfalt von den neuern Epigrammatisten sich nur selten finden, wann sie von Ihnen gesucht wird. Wenn sie auf der einen Seite der Gesuchten und Spizfindigen entgangen sind, so lauern sie von einer andern auf sie Hyperbel und Frost. Selbst da, wo sie den Fußstapfen des griechischen Geistes nachgehen, wird es ihnen äusserst schwer, nicht von dem Pfade auszugleiten. So manches von den Deutschen nachgeahmtes oder übersetztes Stück trägt kaum eine Spur mehr von der griechischen Einfalt. Ich spreche von unsern Epigrammatisten, und nehme die Blumen aus, welche Herder mit so

glücklicher Hand auf unsern Boden verpflanzt hat, daß man, um den Kontrast zwischen den Griechen und den unsrigen fühlbar zu machen, sich kaum mehr nach der griechischen Anthologie umsehen darf. Am meisten haben die lezteren bei einer Vergleichung dann zu verlieren, wenn sich beide auf Einem Weege begegnen, ohne sich einander gesucht zu haben.

Wie schön haben nicht die Griechen so manches Werk der Kunst in ihren Epigrammen gelobt? Was diese Stücke so bewundernswerth macht, ist ohne Zweifel die Wahrheit der Empfindung, und die Einfalt, womit sie sich ausdrückt. Der Dichter vergesse über dem Werke, wo möglich, den Meister, und vor allem sich selbst. Wofern er dies nicht kann, so rechne er höchstens auf lächelnden Beifall, aber nicht auf Bewunderung. Wenn die Empfindung eine zu künstliche Wendung nimmt, so

wird

wird sein Lob zur Schmeichelei, und wenn das Gefühl vor dem Witze nicht zur Sprache kömmt, zur Lüge. — Man vergleiche nach diesem Maasstabe folgendes Epigramm eines griechischen Dichters,

Auf das Bild
eines schlummerndeu Satirs.

Diodorus senkte den Satir hier in den Schlummer;
Rühr' ihn an, er erwacht; laß ihn, er schlummert so sanft.

mit einem ähnlichen, von Lessing,

Auf das Pferd Friedrich Wilhelms
auf der Brücke zu Berlin.

Ihr bleibet vor Verwundrung stehn,
Und zweifelt doch an meinem Leben?
Laßt meinen Reiter mir die Ferse geben:
So sollt ihr sehn!

Welche Natur und Wahrheit in dem einen; und welche kühle, gefühllose Schalkheit in dem andern! Der Grieche fängt bei der Aehnlichkeit

kelt an, und endet mit der Verwechslung. Der Uebergang von der einen zur andern ist ein schnelles Moment, welcher die Seele unversehens überrascht, und eben dadurch die Täuschung natürlich und wahrscheinlich macht. Jenes „laß ihn, er schlummert so sanft,“ ist, mutatis mutandis, gerade die Geschichte dessen, der andere durch eine Geisteserscheinung äffen will, und seine eigenen Haare sich streuben fühlt. — Der Deutsche strebt nach eben dem Ziele der Täuschung, aber auf einem Weege, welcher gerade davon abführt. In dem, was er uns durch das Pferd sagt, erkennt man durchaus den Ton und die Sprache des kühlen Schalkes, der den gaffenden Pöbel gern ein wenig zum Beßten haben will. Wenn es ihm auch gelänge, was würde das für den Künstler beweisen? Eine Täuschung, die ihm Ehre machen soll, muß nicht durch Ueberredung, sondern durch den Eindruck des Kunstwerkes geschehen.

schehen. Hier ists umgekehrt. Das Pferd versichert die ungläublichen Betrachter, daß es dennoch lebendig sey. Gerade das Gegentheil von diesem sollte es seyn. Wir sollten uns in dem Kunstwerke täuschen, und durch das Epigramm zurechte gewiesen werden.

Dieß ist der Gang, welchen die Griechen in mehrern Epigrammen auf Myrons Kühe genommen haben, wovon ich hier ein Paar der bekanntesten anführen will:

O Hirte, warum laufest du
So weit zurück nach mir?
Stichst mit dem Stachel auf mich zu,
Und rufest: fort von hier!
Ich bin des Künstler Myrons Kuh,
Und gehe nicht mit dir.

Die Uebersetzung ist zwar ein wenig frei, doch zeigt sie uns immer das, warum es hier zu thun ist. In dem folgenden hat sie dabei auch das Verdienst der Genauigkeit.

Kalb, was suchest du hier an meinen Brüsten
und blöckest?

Milch verlieh sie mir nicht, Myrons erschaffende Hand.

Auch hier ist kein Schritt über die Linie der Wahrheit, und der Einfalt, welche so gerne beisammen sind, hinaus gethan. Man halte dagegen nachstehendes Epigramm von Lessing.

Auf ein Schlachtstück,

von Hugtenburg.

Furchtbare Täuscherei! Bramarbas stand
vor ihr,

Ward blaß, und zitterte, und fiel, und rief:
Quartier.

oder jenes von Kleist,

An Herrn H***

als er eine Winterlandschaft mahlte.

Mit welcher Landschaft hat dein Pinsel
Leanders Saal geziert?

Sie starret wie der Winter selber; ich seh
sie an, mich friert.

Wie

Wie übertrieben ist das eine, wie gemein und wirkungslos das andere? Bei dem ersten liese sich zweifeln, ob die Spitze dem Künstler, oder vielmehr Bramarbas gelten soll. Im leztern Falle würde das Stück in eine Klasse zu stehen kommen, welche das Hyperbolische noch so zimlich verträgt, aber eben auch darum keine Ansprache auf Bewunderung macht. Bei dem Gesichtspunkt hingegen, welchen der Dichter selbst durch die Aufschrift angegeben hat, wird die Hyperbel sofort unerträglich und abgeschmackt. Ich wette, daß kein Künstler von Geschmacke und Empfindung durch ein solches Lob sich je geschmeichelt finden wird. Oder wenn ers ist, so hat sicherlich die Rücksicht auf die Person des Dichters daran weit den größten Antheil. — Vom dem Kleistischen Gedichtchen sage ich nichts. Wenn ein Epigramm auf ein Winterstück, um gut zu seyn, frostig seyn muß, so konnte der Mahler wol schwerlich besser gelobt werden.

Sonst

Sonst gestehe ich, daß unter den wenigen Sinngedichten, welche Kleist gemacht hat, an Würde und Einfalt mehrere sich dem griechischen Geschmacke, bis auf einen gewissen Grad nähern. Nur tragen auch diese noch zu sehr die Minen der Selbstzufriedenheit und des Bewußtseyns eigenen Werthes, welche in der That nichts weniger als Griechisch ist. Das beßte, was die deutsche Dichtkunst von dieser Gattung aufweisen kann, sind wie mir deucht, ohne allen Zweifel ein Paar Stücke von Götze, deren eines ich oben angeführt habe. In diesem athmet griechischer Geist, griechische Zartheit des Gefühles, griechische Anmuth und Einfalt. Aber es sind leider eben nur ein Paar Stücke, welche die deutsche Poesie, als eine Seltenheit eher bescheiden vorzeigen, als darauf stolz seyn darf.

Im Grunde hat unsere Armuth von dieser Seite wenig befremdendes. Die wirkenden Ursa-

sachen, wodurch der bildsame griechische Geist sich zu jener Wahrheit des Gefühles, und der sie stets begleitenden Einfalt entwickeln konnte, und die Gegenstände, woran beide sich vornehmlich gezeigt haben, das schöne griechische Klima, die Formen griechischer Schönheit, griechische Mythologie, griechische Kunstwerke u. s. f. alles dieses kömmt uns nicht, so wie ihnen zu statten.*) Was bei ihnen lebendiger Genuß war, das ist bei uns blose Liebhaberei. Daher ist auch bei ähnlichen Gegenständen die Mittheilung so verschieden. Jeder giebt, was er zu geben hat: der eine mehr reine Empfindung, der andere mehr spielenden Wiz. Und da dieser leztere an den Gegenständen, an welche das griechische Epigramm sich so gerne anschlos, keine reiche

*) Hierüber sehe man Herders vortreffliche Anmerkungen über die Anthologie der Griechen, 2c.

reiche Nahrung fand, so hat er sich öfter und lieber in einem Felde gezeigt, in welchem er nicht blos die Helfersrolle zu spielen fand.

Indeß haben auch die Griechen im Epigramm den sehr oft Wiz nicht gespart. Um dies läugnen zu können, müßte man sie wenig kennen. Und, um es zu beweisen, bedarf es der Mühe nicht, in manchen griechischen Epigrammen einen Stachel aufzusuchen, wo man bisher keinen gefunden haben wollte, wie Lessing gethan hat, welcher, vielleicht aus einer kleinen Vorliebe für eine Gattung, worin er selbst sich rühmlich gezeigt hat, der gepriesenen Simplicität der ältesten und besten griechischen Epigrammen nicht so ganz gut scheint.*) Es wäre nur Thorheit, sagt er, sich einzubil den, daß Wiz nicht auch den Griechen sollt

Wiz

*) S. Lessings zerstreute Anmerkungen über das Epigramm ꝛc.

Wiz gewesen seyn. — Wer könnte hieran zweifeln? Allein wem kann es auch einfallen, Wiz und Simplicität ohne anders mit einander in Kontrast zn setzen? Beide können sich sehr gut vertragen: nur da nicht, wo die Empfindung das Wort führen soll. Oder was könnte einfacher, nnd doch zugleich witziger seyn, als z. B. folgende zwei Epigrammen?

Der Dieb.

Vom Antiochus ward des Lysimachus Pfulbe gesehen,
Und Lysimachus sah seine Pfulbe nicht mehr.

Auf den Nearch.

Möge die Erde dich leicht bedecken, verwünschter Nearchus!
Denn so scharren dich auch leichter die Hunde hervor.

Ohne Zweifel also haben die Griechen auch hier den Wiz geliebt, aber nicht anderst als an seinem Orte, nnd in gehörigem Maase. Da, wo

es der Empfindung zukam, zu sprechen, liesen sie ihn schweigen: und wo Er seine Rolle zu spielen hatte, da wußten sie ihm den Zaum zu halten, und blieben noch immer der Einfalt getreu, welche auch der Wiz nicht überall ausschliest. Wol mögen daher manche griechische Epigrammen von unverwerflicher Autorität so beissend und stachlicht seyn, als man sie nur immer beim Martial findet. Aber auch so geschraubt?

Dies Leztere will Lessing behaupten, und er getraut sich durch Beispiele manchen vermeinten Kenner der griechischen Simplicität gewaltig irre führen zu können. Er hätte, sagt er, ein Duzend von dieser Art unter seine Sinngedichte gestreut: aber er wollte den sehen, welcher sie, ohne sie sonst zu kennen, von denen unterscheiden sollte, die er aus dem Martial nachgeahmt, oder übersezt habe. Was das

Lez-

Leztere betrifft, so dürfte er wol Recht haben, allein der Verbindung griechischer Simplicität mit dem beissendsten Witze unbeschadet. Denn er hat die Stücke, wovon er spricht, oft so gut zu verstecken gewußt, daß selbst derjenige, welcher sie im griechischen gesehen hat, Mühe haben dürfte, sie im Deutschen wieder zu finden. Ein Paar Beispiele mögen zur Probe dienen.

Themis über ihr Bildniß

in dem Hause eines Richters.

Womit, o Zeus, hab' ich den Schimpf verschuldet,
Daß man mein Bild in diesem Hause duldet?

In der That, ich wüßte nicht, wo die griechische Simplicität hier stecken sollte. Gewiß nicht in der schnippischen Frage der Themis, welche die Sache mehr von der lächerlichen und ungereimten Seite, als von der

 ernst-

ernsthaften zu fassen scheint. Freilich ist das Bild der Gerechtigkeit in dem Hause eines ungerechten Richters ein Anblick, welcher von selbst zum Spott einladet, und jedem, so zu sagen, die Antithese in den Mund legt. Und spräche nur der Dichter in eigener Person — ganz gut! Wenn er aber die Göttin sprechen läßt, so sollte sie nicht spotten, sondern trauern oder zürnen. Sie darf auch die Antithese nicht deuten; der Leser wird sie schon finden.

Wenn also Lessing hier richtig übersezt, oder nachgeahmt hätte, so würde dieses Beispiel für seine Behauptung streiten? Nicht doch! wir könnten es ihm immer noch zurückgeben. Denn wir kennen seinen Verfasser nicht. Und wer sich der Simplicität des griechischen Epigrammes annimmt, der nimmt sich nicht auch jedes griechischen Epigrammes an. Allein wir bedurfen dieser Auskunft nicht, und können dem Leser die Ver-

glei-

gleichung überlassen. Hier ist Herders getreuere Uebersetzung.*)

Das Bild der Gerechtigkeit
im Gerichtssaale.

Gute Gerechtigkeit, warum denn stehst du
so traurig
Hier? „Weil eben ich hier unter den
Raubenden steh.“

Mein zweites Beispiel sey dieses:

Auf den Fell.

Als Fell, der Geiferer, auf dumpfes Heu
sich streckte,
Stach ihn ein Skorpion. Was meint ihr,
daß geschah?

*) In der Uebersetzung spricht, wie mir deucht, mehr die Betrübniß, im Original mehr der Unwillen:

τίς σε δικαιοσύνη βροτὸς ἤικαχεν; οὗτος
ὁ κλέπτης
Ἐνθάδε με στήσας, οὐδὲν ἔχων πρὸς
ἐμέ.

Fell starb am Stich? — Ei ja doch, ja!
Der Skorpion verreckte.

Abermal kein Schatten von griechischer Simplicität. Jene Fragen, Was meint ihr, daß geschah? Fell starb am Stich? und das bedeutungsvolle Ei ja doch, ja! tragen den Stempel moderner Kunst so unverkennbar, daß auch kein Halbkenner der griechischen Einfalt sich leicht beschwatzen lassen wird, sie für griechisch zu nehmen. In der That, was bedarf es auch solcher Stützen und Gerüste, um einen Gedanken zu halten, und zu heben, der sich selbst tragen kann? Wird etwa die Befriedigung des Lesers vollkommener seyn, wenn die wichtige Miene den Aufschluß verräth, eh er noch da ist? O gewiß das Gegentheil. Von solchen Weitläuftigkeiten weiß das Original nichts. Hier ist die wörtliche Uebersetzung von Morus:

Vipera Cappadocem mordens mala, protinus hausto,
Tabifico periit sanguine Cappadocis.

Allein so ists. Der Grieche sey noch so witzig: dem neuern Epigrammatisten wird er selten witzig genug seyn. Um nicht immer Lessing allein anzuführen, füge ich noch folgendes Epigramm eines unserer witzigsten Köpfen bei, wozu uns die Anthologie auch ein Gegenstück gibt.

Die Diebin.

Kaum sieben Jahr konnt' Iris zählen,
So wußte sie voll List zu stehlen;
Die kleine Hand, grif was das Auge reizte!
Nicht daß sie's zu besitzen geizte;
Nur über dessen Quaal, den sie beraubt, zu scherzen,
Entführt sie Obst als Kind, und nimmt erwachsen Herzen.

Die Würfelspielerin.

Reitzendes Kind, du spielst in der Mutter Schoose mit Würfeln:
Dreizehn Jahre, so sind Herzen der Männer dein Spiel.

Freilich hat Lessing Recht. Man ist weder gesund, noch klug, wenn man seine Schöne nicht anders, als in der Kleidung einer unschuldigen Schäferin lieben kann. Allein sicherlich ist man eben so wenig gesund, wenn man seine Schöne im einfachen geschmackvollen Anzuge nicht reitzender findet, als im kostbaren Schmucke. Auch der beßte Wiz hat allemal zu verlieren, wenn er mit einer reichen Schleppe daherrauschet. Er ist, um die Vergleichung fortzusetzen, in dem Falle jener europäischen Dame, die von einer Amerikanerin von oben bis unten befühlt, und gefragt ward: so sage mir doch; bist du denn das alles selbst?

Unter den lateinischen Epigrammatisten ist es Martial allein, von welchem ich zu sprechen habe. Zwar hat Katull auch Epigrammen gemacht. Ich meine nicht seine Hendecasyllaben, und andere Gedichte, welche offenbar in dem lyrischen Fache ihren Plaz zu suchen haben, sondern diejenigen kleinen Stücke, welche in den Ausgaben die lezte Stelle einnehmen. Diese scheinen auf den Titel von Epigrammen Ansprache zu machen, und einige sind es wirklich. Aber auch diese nehmen sich als Epigrammen nicht sonderlich aus. Den übrigen fehlt die epigrammatische Spitze, oder der Punkt der Wirkung, ohne welchen kein Epigramm wird. Sie sind von seinen lyrischen Stücken einzig durch die elegische Versart verschieden, in welcher sie in der That mehr verlieren, als gewinnen.

Martial ist das Muster, wornach sich die neuern Epigrammatisten meistens gebildet haben,

ben, und in seiner Gattung ohne Zweifel einer der größten Meister. Bei ihm ist die Spitze beinahe immer ein Stachel; und diesen weiß er so gut zu schleifen, daß der Leser, welchem damit geholfen ist, selten unbefriedigt bleibt. Ich nehme seine Xenia und Apophoreta aus, wovon die meisten des Witzes halber unter einem nürnbergischen Kupferstiche nicht übel stehen würden. Aber in den eigentlichen Epigrammen ist sein Wiz unerschöpflich. Martial ist nicht einer von den Wizlingen, welche auf Gelegenheit lauern, einen vorräthigen Einfall an den Mann zu bringen, und dem nächsten beßten Gegenstand eine ihrer Schellen anzuhängen. Er ist ein geborner Lacher, dem es angethan ist, mit allem sein loses muthwilliges Spiel zu treiben, und von welchem jedes Ding und jede Person gleichsam ein Epigramm zu fordern scheint. So bereitwillig er es giebt, so wenig legt er selber ein Gewicht

da-

darauf. Kaum ist der Streich gethan, so ist er wieder vergessen. Er spannt nicht seinen Geist auf die Tortur; und wenn sein Wiz mißlingt, so ist es mehr Mangel an Geschmack und richtigem Urtheile, als Noth. Sein Spott trifft, aber verwundet nicht sehr: er ist beissend, aber nicht giftig. Daher ist auch der Eindruck bei dem Leser mehr lebhaft als tief. So manches Stück erschüttert die Lunge mit Macht, und prägt sich dennoch dem Gedächtnisse nicht ein. Er ist sinnreich aber nicht vollgewichtigen Sinnes, und meistens ist die Spitze mehr werth, als der Stoff, woraus sie geschliffen ist. Er beschäfftigt den Leser leicht und angenehm, und giebt ihm eine Befriedigung, welche nicht oft durch Anstrengung erkauft werden muß. In der That wird sich selten ein so witziger Epigrammatist, ohne Ermüdung so gut fortlesen. Selbst da, wo er geschraubt ist, so ist er doch weniger mühsam, ausgenommen,

wenn

wenn er loben oder schmeicheln will. Besonders ist ihm, wie mir deucht, mehr als Ein Versuch, dem Domitian etwas recht verbindliches zu sagen, nach Verdienen, ganz und gar verunglückt.

Ohne Zweifel ist der erhebliche Tadel, der sich gegen Martial aufbringen läßt, dieser, daß er so oft mit falschem Witze spielt. Zwar hat er von dieser Seite an Lessing einen, wiewol ich fürchte nicht ganz unpartheiischen Vertheidiger gefunden. Nicht zwar daß er die Sache läugnete, — denn wie könnte er das? sondern er findet es unbillig, dem Martial seinen falschen Wiz zum Fehler anzurechnen, da er selbst ihn sehr gut kenne, und für nichts anders gebe. Ich gestehe, daß diese Entschuldigung bis auf einen gewissen Punkt hinreichen mag: allein überall durfte sie unserm Epigrammatisten schwerlich durchhelfen. Jedes Wort-

spiel

spiel ist im Grunde falscher Wiz, und doch kann es solche geben, die so viel werth sind als der beßte. Ein Spielwerk von dieser Gattung, wofern es nur einen Scherz giebt, wobei ein gescheuter Mann mitlachen, oder mitlächeln kann, macht auch dem witzigen Kopf keine Schande. Ein Gelehrter z. B. der mit guten Freunden eine Schiffart zur Lust macht, nenne meinethalben die Schiffer, die sich nicht rühren mögen, wahre Argonauten: *) ich werde ihn darum so wenig verachten, als bewundern. Aber wenn er daraus ein Epigramm macht, so thut er mir schon zu viel an die Sache. Ich werde auch zur Noth noch ein Epigramm aushalten, wie das folgende ist:

de Picente inepto poëta:

Scribit in aversa Picens epigrammata charta,
Et dolet, averso quod facit illa deo.

Allein

*) Martial III. 67.

Allein wenn ein Wortspiel durchaus nichts ist, als ein Wortspiel, wenn es durch seinen Schall nicht eine Idee weckt, die auf irgend eine Weise für mich interessant ist, so werde ich für den, der es über die Lippen bringt, wenn er mein Freund ist, erröthen. Jedem Leser von Geschmacke sey es überlassen, nachfolgende zwei Epigrammen, welche beim Martial nicht die einzigen in ihrer Art sind, nach diesem Maasstabe zu prüfen.

In Ædylum fico laborantem.

Gestari junctis nisi desinis, Ædyle capris,
Qui modo ficus eras, jam caprificus eris. *)

Ad Paullinum mejentem.

Minxisti currente semel, Paulline, carina.
Mejere vis iterum? jam Palinurus eris. **)

Wahr-

*) Ficus hieß eine häßliche Krankheit, und zweitens auch der, welcher damit behaftet war.

**) πάλιν, iterum: οὐρεῖν, mejere. Pallinurus ist als der Steuermann des Aeneas aus dem Virgil bekannt.

Wahrlich, wenn es zur Entschuldigung genug ist, zu wissen, daß ein solcher Wiz falscher Wiz sey, wenn man nicht auch wissen sollte, daß ein solcher Wiz kein Spiel giebt, das einen vernünftigen Mann kleidet, so weiß ich nicht, wo die ästhetische Toleranz ihre Grenzen hat.

Ich zweifle, daß ein Paar so elende Stücke in irgend einem der bessern deutschen Epigrammatisten aufzufinden seyn möchten. Damit will ich nun aber lange nicht sagen, daß sie samt und sonders den Rang vor Martial behaupten. Wer zuweilen schlechten Wiz hat, der kann immer noch oft genug sehr guten Wiz haben: und wer von jenem nichts, von diesem nur wenig hat, der ist ohne Zweifel der schlechtere.

Ich muß mir hier eine Ausnahme erlauben, indem ich gut finde, über denjenigen Zeit-

punkt der deutschen Poesie, auf welchen ich mich bisher immer eingeschränkt habe, hinaufzusteigen. In jedem andern Fache sind bei uns die größten Dichter nach Hagedorn und Haller erschienen; aber wenn man nach den beßten Epigrammatisten frägt, so dürfen Logau und Wernike schwerlich übergangen werden. Beide haben ihre ungezweifelten Verdienste. Der eine hat mehr Feinheit, der andere mehr Gewicht. Der eine ist leichter und angenehmer, der andere gedrungener und feuriger. Beide haben Stücke von sehr ungleichem Werthe; doch bleibt, wie mir deucht, Wernike im Ganzen sich mehr gleich. Beide haben das eigentliche Epigramm mit dem Sinnspruche häufig verwechselt; doch Logau weit öfter. Wenn einer von ihnen mit dem Martial in Vergleichung gestellt zu werden verdient, so deucht mir, daß es eher Wernike sey.

An Leichtigkeit und Gewandtheit, und an fein gespiztem Wize kömmt er freilich dem Römer nicht zu. Er ist einförmiger und schwerer, und auch da mehr ermüdend, wo er nicht so geschränkt ist. Bei ihm wirkt der Gedanke meist durch sich selbst, und selten kömmt ihm eine künstliche Wendung zu Hülfe. Statt durch den Ausdruck zu blenden, und durch den Vers zu täuschen, drängt er sich ungeduldig aus beiden hervor, und zersprengt, gleich einer schwellenden Frucht, die Hülse, worin er nicht Raum genug findet. Wenn er das Ohr durch manche Härte, den Geschmack durch manche Nachlässigkeit beleidiget, so söhnet er uns wieder durch den gediegenen vollwichtigen Sinn aus: und wenn er aus seinem Vermögen nicht allen den Vortheil zu ziehen weiß, den ein anderer wol könnte, so wird er dafür auch nie reicher scheinen, als er ist.

Ein solcher Tadel enthält, wie ich denke, nicht wenig Lob; und ein solcher Kunstmangel ist wol mehr werth, als die Kunst allein. Freilich, wer beides zugleich hätte! Martial hat das eine unstreitig voraus: aber was Wernike behält, das hat jener nicht in eben dem Grade; und so könnte die Waagschaale immer noch ruhen.

Wernike, sagt Lessing, besas mehr von den Metallen, woraus Gold zu münzen ist: und dem Martial gieng mehr gemünztes Gold durch die Hände. Ich möchte eher sagen: Martial besizt mehr Schaupfennige, als gangbare Münze. Auch ist das Gepräge oft mehr werth, als der Stoff. Wernikes Reichthum hingegen, wenn er auch nicht immer gemünztes Gold ist, läßt sich doch sehr leicht in Gold umsetzen. Oder, um unverblümt zu reden: Martial ist ein Epigrammatist für müsige Leser, Wernike mehr für Denker. Dieser ist scharfsinniger, jener gespizter.

Dem

Dem einen ist der Wiz meistens nur Vehikulum für den Verstand, dem andern ist er gemeiniglich alles. Wer nur lachen will, der thut wol, wenn er sich an den Martial hält; aber wer, mit Lessing zu reden, mit seinem Verstande lachen will, der wird seine Rechnung mehr bei Wernike finden.

Schwerlich wird irgend ein anderer Epigrammatist von dieser Seite die Vergleichung mit ihm aushalten; und ich wüßte nicht auf wen man besser anwenden könnte, was Herder sagt: „Ein treffendes Epigramm sagt oft mehr, „als eine langweilige Abhandlung, voll unnö„thiger Vorbereitungen, Seitensprünge, und „Deklamationen.“ Bei ihm ist der Wiz weniger ein Kunstfeuer, als ein Lichtstral, welcher uns einen schnellen und tiefen Blick in die wahre Beschaffenheit der Dinge thun läßt: Wie fruchtbar und eingreifend sind nicht, zum

Beispiel folgende Stücke?

An einen Waghals.

Warum erzürnst du dich mein Freund, wenn ich dich schelt,
Daß du dich ohne Noth so oft gibst in Gefahr?
Gestehe nur du seyst ein Narr,
So geb ichs zu, du bist ein Held.

Der Grossen Fall erdrucket viel Gemeine.

Wahr ists! der Donnerkeil trift insgemein die Eichen,
Wenn sanfte Winde nur um schwache Sträuche schleichen;
Doch diese haben oft an der Verwüstung Theil:
Der Eiche Splitter sind der Sträuche Donnerkeil.

An Theopompus.

Du machst die Schrift, sagst du, zu deiner Predigt Grunde,
Und bringst uns als ein Bot des Himmelreichs, Bericht

Von

Von unsrer Seeligkeit: Doch trägt ein Bote nicht
Die Wahrheit oft im Brief, und Lügen in dem Munde?

Auch da, wo er nur zu spielen scheint, geht sein Spiel oft tiefer, und schränkt sich nicht blos auf einen unbedeutenden Scherz ein. Hier auch ein Beispiel von dieser Gattung.

Auslegung des Bilds der Gerechtigkeit.

Ist die Gerechtigkeit gleich blind,
Doch fühlt sie die, die nach ihr fragen;
Die gleiche Waagschaal muß ihr sagen,
Ob die Dukaten wichtig sind,
Die man ihr zusteckt; und sie hält
Ein blankes Schwert in ihren Händen,
Daß ihr die Diebe nicht das Geld,
Das ihr geschenket wird, entwenden.

Nächst Wernike sind Lessing und Kästner die beßten deutschen Epigrammatisten. Beide überströmen von Wiz. Schade, daß sie ihm zuweilen nachgehen, da sie ihn ungesucht finden könnten. Beide lieben im Epigramm vor-

züglich den Spott. Der eine ist beissender, der andere giftiger. Aber so einen kühlen und nüchternen Spötter, als Kästner, so wol in Versen als in der Prose ist, wird man nicht leicht finden. Wehe dem, der sich mit ihm messen will, ohne seinen Verstand zu haben, wenn er auch seinen Wiz hätte! Ruhig spannt er seinen Bogen, zielt mit scharfem Auge und fester Hand, und ruft, gleich dem Anakreontischen Amor, bei Gleim:

— o Lieber, Lieber,
Mein Bogen ist noch gut!
Du greifst nach deinem Herzen,
Sprich, ob es wehe thut?

* * *

Und hier setze ich meinen Grenzstein. Zwar hat die churfürstliche Gesellschaft auch eine Schätzung der klassischen Prosaisten verlangt: dann so will sie ohne Zweifel das, was die Aufgabe von den Werken der Beredsamkeit sagt, verstanden wissen. Allein fürs erste hat

mich

mich die Vergleichung der Dichter einen so weiten Weeg geführt, daß ich schon ein wenig das Bedürfniß fühle, hier auszuruhen. Ueberdies dürfte die prosaische Litteratur der Deutschen zu einer Vergleichung mit den beßten Schriftstellern des Alterthums noch schwerlich reif seyn. Und da ich ein beträchtliches Werk jetzo weder schreiben kann, noch darf, so hoffe ich das, was an Raum und Musse an dem zweiten Theil der Aufgabe erspart ist, auf den ersten mit Vortheil verwendet zu haben.

Noch muß ich einen Blick auf das Ziel werfen, nach welchem ich ausgegangen bin, eh ich schliese. Nach der Frage der churfürstlichen Gesellschaft sollte ausgemacht werden, in welchen Dichtungsarten die Griechen und Römer von den unserigen erreicht, oder übertroffen wären. Wenn hierüber etwas bestimmt werden konnte, so mußte es durch Vergleichung geschehen. Allein auch diese konnte freilich nicht

 immer

immer sicher genug zu diesem Ziele führen. So manche Verschiedenheit zwischen den Alten und Neuern, welche Kultur, Sprache, Klima, politische und religiose Verfassung an die Hand geben, und überdies noch manche äussere Umstände und Veränderungen, welche ich theils in der Einleitung berührt, theils in der Abhandlung selbst angedeutet habe, alles dieses mußte die Vergleichung oft schwürig, und die Schäzung unsicher und schwankend machen. Dies liegt so nahe, daß es wahrer Eigendünkel wäre, zu wähnen, daß eine Gesellschaft würdiger und einsichtsvoller Gelehrten daran nicht auch sollte gedacht haben. Allein wenn die Gesellschaft diese Betrachtungen, welche meistens mehr auf einzelne Fächer, als auf das Ganze gehen, nicht erheblich genug fand, um deswegen die Frage aufzugeben; wenn die Vergleichung, worauf jene leiten mußte, auch da, wo sie blos treffende Charakteristik ist, in ihren

Au-

Augen noch immer einen entschiedenen Werth hatte, so würde es, denke ich, auch mehr Pedanterie als kritische Genauigkeit heisen, die Sache schärfer nehmen zu wollen, als sie gegeben ist. Und so darf ich immer hoffen, auch da, wo meine Vergleichung den Schritt der Parallele nicht halten konnte, dennoch nicht blos mein Faß im Kranium auf und niedergewälzt zu haben.

Uebrigens weis ich wol, daß es mit der Schätzung der Zeitgenossen so eine eigene Sache ist. Auch sagt Vellejus, nachdem er irgendwo die verstorbenen Schriftsteller gemustert hatte, ganz klug: vivorum ut magna admiratio, ita censura difficilis est. Die Gründe sind klar. Meistens liegen uns unsere Zeitgenossen zu nahe. Und ein Gegenstand, der richtig gesehen seyn will, muß immer in gehörigem Abstand vom Auge stehen. Zweitens ist es so leicht, Anstos zu geben, durch das, was man sagt, und zuweilen noch mehr, durch das, was man nicht sagt. Beides habe ich nicht erst jezt bedacht. Ich habe aber auch einzusehen geglaubt, daß beide Hindernisse nicht

un-

unübersteiglich seyen. Wenn man ausser sein Zeitalter hinaustritt, das ist, nicht den Geschmack und das Urtheil seiner Zeitgenossen ohne anders zu dem seinigen macht, so werden auch die Gegenstände in gehöriger Entfernung erscheinen. Freilich kann man auch so noch unrichtig sehen, wenn das Auge nichts taugt. Allein das Uebel wird nicht groß seyn. Die Nachwelt wird das berichtigen, was man sagt, und was man nicht sagt, wofern sie es erfährt. Und erfährt sie's nicht, so bedarf es auch keiner Berichtigung. — Was den zweiten Punkt anbelangt, so giebt es auch hier eine sichere Auskunft. Man lasse sich, indem man urtheilt seyn, als ob die lebenden Zeitgenossen alle todt seyen, und bekümmere sich wenig darum, ob sie und ihre Freunde nachher wieder erwachen.

Heilbronn,
gedruckt mit Allingerschen Schriften.

Bayerische Staatsbibliothek München

1767?-181

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hottinger, Johann Jakob,

Versuch einer Vergleichung der deutschen Dichter mit den Griechen und Rö
mern Eine von der Kurfürstlichen deutschen Gesellschaft in Mannheim gekrö
nte Preisschrift

Mannheim 1789

H.lit.p. 179 aq
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10733110-3
VD18 14668726-001